Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 4 – 26. Januar 2008 Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Unglaube und Verzweiflung: In wenigen Stunden wurden weltweit Milliarden Euro vernichtet. Foto: ddp

Panik an den Börsen

Kursverfall und Inflation: Wirtschaftskrise trifft uns doppelt

Von Klaus D. Voss

Der Einbruch von Aktienkursen ist das Anzeichen für Mißtrauen in die Börsen, die Inflation ist das Vorzeichen der Wirtschaftskrise: Jetzt fällt beides zusammen. Weltweit verkaufen professionelle und private Anleger in Panik ihre Anteilscheine, weil sie wissen, daß diese Werte durch Spekulation dramatisch überbewertet sind. Die Börsen registrieren Milliarden-Abschläge.

An sich wäre das keine unvernünftige Korrektur. Die Weltwirtschaft hat diese Prozeduren schon mehrfach überstanden, zuletzt vor der Jahrtausendwende, als die Spekulationsblase um die aufgeblasenen Aktien des Neuen (Computer)-Marktes geplatzt war.

Heute ist die Lage aber doppelt bedenklich. Denn die Staaten haben eine dramatische Entwertung ihrer Währungen wehrlos hingenommen, zum Beispiel bei der Energieversorgung mit Öl. Von 1997 bis 2007 ist der Vergleichspreis für das gehandelte Barrel Rohöl von neun Dollar auf bis zu 100 Dollar angestiegen, ohne daß die Herstellungskosten sich entsprechend verändert hätten – richtig betrachtet ist das eine dramatische Entwertung des Geldes; es muß für die gleiche Leistung immer mehr gezahlt werden.

Ähnliche Substanzverluste der Währungen lösen die anderen Preistreibereien aus, bei Strom und Gas, den Nahrungsmitteln. Ganz zu schweigen von steigenden administrierten Kosten aus Steueraufschlägen, Bürokratieausdehnung oder Umweltexperimenten.

Auch die Immobilienkrise in den Vereinigten Staaten, die jetzt als der Ursprung der schweren Finanzierungskrise unter den Banken angesehen wird, ist im Grunde genauso gelagert: Es gab zu hohe Kredite auf überbewertete Immobilien. Um sich zu retten, hatten die Banken ein internationales Gewinnspiel mit faulen Kreditverschreibungen inszeniert.

An diesem heißen Handel mit „Subprimes" können alle bestens verdienen – bis auf den letzten, der auf den Verschreibungen sitzen bleibt.

In Deutschland sind dies vor allem die behäbigen öffentlichen Banken wie die WestLB, Landesbanken aus Sachsen und Baden-Württemberg oder die IKB. Banken können sich offenbar alles erlauben und werden immer gerettet – auch mit Steuergeldern. Die Politik läßt sich zum Nothelfer herabstufen, als sei es ein Naturgesetz, daß Banken gerettet werden müssen.

Dabei stellen sich in dieser Krise ganz andere Aufgaben: Es ist die Stunde der großen Wirtschaftsstrategen in den Regierungen – doch wo sind sie?

Aufgaben gibt es genug: Stimulation der eigenen Wirtschaft und Ausbau der Beschäftigung, Abwehr der Geldentwertung durch Preisspekulation bei Energie und Rohstoffen, Schutz der eigenen Unternehmen vor dem Transfer-Kapitalismus à la Nokia oder BenQ. Und schließlich: Wer die Inflation erkennbar bekämpfen will, muß seine Währung vor Spekulationsangriffen schützen.

Die Kombinationswährung Euro steht vor ihrer größten Bewährungsprobe – doch wer trägt dafür die Verantwortung? Diese Position ist in ganz Europa vakant.

Klaus D. Voss:

Utopie

Die Politik steht unter enormem Entscheidungsdruck, seit ein Genlabor in Kalifornien behauptet, es sei gelungen, einen menschlichen Embryo zu klonen. Das sei der ganz große Durchbruch in der Medizin.

An diesem Punkt muß jede Abwägung scheitern, denn es geht um die unlösbare Frage, ob menschliches Leben für die Heilung von Menschen gezüchtet und geopfert werden darf. In Deutschland ist der Druck besonders hoch, hier sind zum Glück die Grenzen bei Experimenten mit Stammzellen besonders eng gezogen.

Um es gleich vorwegzunehmen: Es geht bei der Stammzell-Forschung nicht um das große Geld. Sondern es geht um das ganz, ganz große Geld.

So sehr man Kranken jede Hilfe gönnen will, man muß aber auch erkennen, daß vielen Wissenschaftlern die Phantasie durchgeht, wenn sie von der Stammzell-Therapie schwärmen: Gegen jedes Leiden wollen die Forscher ein Ersatzorgan aus Stammzellen züchten können; Versprechen über Versprechen, nicht mehr als das. Als wollten die Wissenschaftler die Entscheidungsmacht eines Parlaments, das Grundwerte des Lebens verteidigen muß, mit der alten Mediziner-Losung außer Kraft setzen: „Wer heilt, hat recht." Nur der Beweis fehlt, keines der Versprechen, das je mit der Stammzell-Therapie verbunden wurde, hat sich bisher erfüllen lassen – trotz intensivster Forschung weltweit.

Shinya Yamanaka aus Japan, den viele für den Weltstar unter den Stammzell-Forschern halten oder zumindest für den Nobelpreis-Anwärter, mahnt zur Zurückhaltung: Der Glaube, man könne aus Stammzell-Produkten Heilmittel für einzelne Patienten erzeugen, werde wohl Utopie bleiben.

Glos besorgt

Lücken im Hochspannungsnetz

Den Mann muß man ernst nehmen: Bundeswirtschaftsminister Michael Glos (CSU) warnt vor Lücken bei der Stromversorgung. Bereits von 2015 an könnte es zu „Blackouts" kommen, also zu großflächigen Zusammenbrüchen in den Stromnetzen.

Die Bundesnetzagentur, zuständig auch für die Aufsicht über die Stromnetze, hatte das Stichwort geliefert. Das Leitungssystem für Hoch- und Höchstspannung in Deutschland ist demnach den neuen Anforderungen nicht gewachsen, der Ausbau gehe viel zu langsam voran. Bisher sind die Netze auf die Standorte der großen Stromerzeuger ausgerichtet, etwa die Kohle- oder Kernkraftwerke. Wenn in großem Umfang Strom zum Beispiel aus Windkraftanlagen vor der Küste in die Netze eingespeist werden sollte, dann müßten auch die entsprechenden Leitungen dorthin gebaut werden, mahnte die Bundesagentur. Der Netzausbau stocke aber. Auf den Import von elektrischer Energie, wie er nach der Abschaltung der Kernkraftwerke notwendig sein wird, sind die deutschen Verteilsysteme ebenfalls nicht eingestellt.

Der Bau von neuen Überlandleitungen, mit denen Strom aus alternativen oder sogenannten erneuerbaren Energiequellen in das Versorgungsnetz eingespeist werden kann, wird mancherorts von Bürgerinitiativen und Umweltschützern blockiert – etwa die Strombrücke durch den Thüringer Wald. *vs*

Clement warnt

Riskante Energiepolitik der SPD in Hessen

Den Mann sollte man beim Wort nehmen: Der frühere Bundeswirtschaftsminister Wolfgang Clement (SPD) hat in einer zugespitzten Auseinandersetzung um den Wahlkampf in Hessen vor Experimenten bei der Energieversorgung gewarnt. In einem Beitrag für die „Welt am Sonntag" hatte er seiner Parteifreundin und hessischen Spitzenkandidatin Andrea Ypsilanti vorgehalten, sie setze mit ihrer Energiepolitik die industrielle Substanz Hessens aufs Spiel.

Ypsilanti will die großen Stromerzeuger im Land, darunter auch Kern- und Kohlekraftwerke, aufgeben und ganz auf erneuerbare Energien setzen. Es solle, so Clement in seiner Warnung weiter, „genau wägen und wählen, wer Verantwortung für das Land zu vergeben hat, wem man sie anvertrauen könne und wem nicht".

Clement wurde von seinen Kritikern postwendend als Aufsichtsrat des Energieerzeugers RWE und damit als Lobbyist identifiziert. Allerdings übersehen die Clement-Gegner dabei, daß er gerade deswegen bei der Energiesicherung im Thema sein muß.

Die ausschließliche Verlegung auf erneuerbare Energiequellen gilt selbst Verfechtern dieser Art der Stromerzeugung als riskant. Der „Gänseblümchen-Modus", in dem Windkraft- oder Solaranlagen betrieben werden müssen („Geht, geht nicht, geht, geht nicht"), kann jedenfalls Industriebetrieben keine Produktionssicherheit garantieren. *vs*

London handelt

Bau von 20 Kernkraftwerken beschlossen

Das kann ein Beispiel sein: Großbritannien will seine Energieversorgung auch in Zukunft auf Kernenergie stützen. John Hutton, Wirtschaftsminister im neuen Kabinett von Premier Gordon Brown, hat den Bau von 20 neuen Atomreaktoren angekündigt.

Großbritannien bezieht ähnlich wie Deutschland rund 20 Prozent seiner elektrischen Energie aus Kernkraftanlagen; derzeit sind 19 Reaktoren in Betrieb.

Die alten Anlagen sollen jedoch bis zum Jahr 2035 abgeschaltet werden und durch eine Generation von neuen Kernkraftwerken ersetzt werden. Die neuen Anlagen sollen überwiegend auf bisherigen Standorten errichtet werden.

Großbritannien hatte sich bei der langfristigen Energiesicherung deutlich verschätzt. Das Land ist dem drohenden Engpaß näher als Deutschland oder Frankreich. London hatte lange Zeit auf die Erdgasvorräte in der Nordsee gesetzt und andere Energieträger vernachlässigt. Trotz der Warnungen, die Gasfelder vor Schottland seien lange nicht so ergiebig wie gehofft, hatte London in großem Stil Erdgas auch über eine Pipeline unter dem Ärmelkanal in die Niederlande exportieren lassen, zum Nutzen der Außenhandelsbilanz.

Jetzt hat sich allerdings das Blatt gewendet, und durch diese Erdgasleitung wird Großbritannien von den Niederlanden aus versorgt. *vs*

MELDUNGEN

Embryonen nicht für Forschung

Berlin – Fast zwei Drittel der Deutschen (65,2 Prozent) lehnen es ab, daß menschliche Embryonen zu Forschungszwecken erzeugt und zerstört werden dürfen. Das ergab eine repräsentative Umfrage von TNS Infratest (Bielefeld) im Auftrag des Bundesverbandes Lebensrecht. 26,9 Prozent der Befragten sind dafür, daß außer an adulten auch mit embryonalen menschlichen Stammzellen geforscht werden kann. Besonders kritisch sehen es die Frauen: Drei von vier sprechen sich gegen die Verwendung von Embryonen zu Forschungszwecken aus. Bei den Männern ist die Ablehnung mit 54,4 Prozent etwas verhaltener. Die CDU-Politikerin Julia Klöckner begrüßte das Ergebnis der Umfrage: „Die deutsche Bevölkerung setzt nicht – trotz Heilsversprechungen – auf die Tötung von Embryonen.“ *idea*

2007 doch etwas mehr Geburten?

Wiesbaden – Im vorigen Jahr ist die Zahl der Geburten in Deutschland nach Einschätzung des Statistischen Bundesamts etwas gestiegen. Einer am 16. Januar in Wiesbaden veröffentlichten Pressemitteilung zufolge erwartet die Behörde, daß die endgültige Geburtenzahl zwischen 680 000 und 690 000 liegt. Da sich die Sterbefälle 2007 mit 820 000 bis 830 000 in etwa auf dem Niveau des Vorjahrs eingependelt hätten, werde das Geburtendefizit – die Differenz aus Geburten und Sterbefällen – voraussichtlich unter 140 000 sinken. Im Jahr 2006 hatte es 149 000 betragen: 673 000 lebend geborenen Kindern standen 822 000 Sterbefälle gegenüber. *idea*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr: Krise ignoriert

Während manche Zeitungen die markanten Kursverluste an den Börsen am vergangenen Montag dramatisch als „schwarzer Montag“ bezeichneten und damit auf den Beginn der Weltwirtschaftskrise von 1929 anspielten, versuchte die Bundesregierung zu beruhigen. „Wir gehen davon aus, daß sich die Wirtschaft in Deutschland deutlich positiv voranentwickeln wird“, sagte Regierungssprecher Ulrich Wilhelm. „Das gilt auch angesichts der aktuellen Ereignisse.“ Das klingt gut, birgt aber die Gefahr, daß die Bundesregierung aufgrund des Willens zur guten Stimmung notwendige Entscheidungen verschläft, denn die Krise ist nicht wegzureden.

1.489.880.386.270

(eine Billion vierhundertneunundachtzig Milliarden achthundertachtzig Millionen dreihundertsechsundachtzigtausend und zweihundertsiebzig)

Vorwoche: 1.498.272.733.618
Verschuldung pro Kopf: 18.100
Vorwoche: 18.189

(Stand: Dienstag, 22. Januar 2008, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Subventionskarawane zieht weiter

Nokia ist ein Beispiel dafür, daß Milliarden Euro als Lockmittel nur kurzfristig helfen können

Von Ansgar Lange

Die deutsche Politik zieht die Konsequenzen aus dem Verhalten der „Subventionsheuschrecke“ (Jürgen Rüttgers) Nokia. SPD-Fraktionschef Peter Struck und Verbraucherminister Horst Seehofer (CSU) gaben ihre Nokia-Handys ab. Seehofer läßt sogar für sein gesamtes Ministerium prüfen, ob ein Boykott dieser Marke zulässig sei. Diese hilflosen symbolischen Handlungen sagen mehr aus als alle wortreichen Analysen. Wenn ein Weltkonzern massiv Arbeitsplätze abbaut und einen Produktionsstandort wechselt, dann ist es aus und vorbei mit der Macht der Belegschaften, Gewerkschaften und Politiker. Ethische Fragen spielen dabei keine Rolle, es geht nur um Rendite, Aktionärsinteressen und Wettbewerbsfähigkeit. Daß der finnische Handyhersteller keine warmen Gefühle für Bochum oder das Ruhrgebiet, wo 23 000 Beschäftigte und weitere 2000 Stellen bei Zulieferern und Leiharbeitern betroffen sind, empfindet, muß nicht eigens begründet werden. So ist eben die Globalisierung.

Warum geht Nokia nach Rumänien? Diese Frage konnte noch nicht geklärt werden. Daß Rumänien das Ruhrgebiet in puncto Ausbildungsniveau übertrifft, wird wohl niemand behaupten wollen. An den Lohnkosten kann es auch nicht liegen. Insgesamt machen die Lohnkosten nur fünf Prozent der Herstellungskosten eines Gerätes aus. Daß Nokia-Deutschland-Chef Goll gegenüber der „Bild“-Zeitung dann schwadronierte, „man wolle zunehmend flexibel auf Kundenwünsche reagieren“, ist übliches Manager-Bla-Bla.

»Keine EU-Gelder für Umzug nach Rumänien«

Fakt ist, daß der Bund und das Land Nordrhein-Westfalen nach eigenen Angaben einst 60 Millionen Euro Subventionen an Nokia für den Aufbau des Standorts Bochum gezahlt haben. Dies ist kein Einzelfall. Das Düsseldorfer Wirtschaftsministerium teilte mit, in den vergangenen zehn Jahren habe es 120 Förderfälle dieser Art zwischen Rhein und Weser gegeben. Dafür seien insgesamt 443 Millionen Euro ausgezahlt worden. Der größte Betrag floß an die Finnen. Die Vermutung liegt nahe, daß die Rumänen oder die EU Nokia nun wieder an einen anderen Standort gelockt haben.

Der EU-Abgeordnete Markus Pieper (CDU), regionalpolitischer Vizekoordinator der EVP-ED Fraktion im Europäischen Parlament, erklärte unterdessen, Nokia erhalte keine EU-Gelder für den Arbeitsplatzabbau in Deutschland. Die europäischen Fördergelder für das Unternehmen seien bisher nur in Maßnahmen zum Ausbau der Infrastruktur geflossen. Recherchen bei der EU-Kommission hätten ergeben, daß diese europäische Infrastrukturförderung den Aufbau eines Technologieparks in Rumänien unterstütze, von dem jedoch auch andere Unternehmen profitierten. EU-Kommissionspräsident Manuel Barroso, dessen Heimatland Portugal trotz gewaltiger Subventionen den Strukturwandel immer noch nicht geschafft hat, markierte gegenüber dem Zahlmeister Deutschland den Schullehrer: Seine „deutschen Freunde“ unter den Politikern sollten endlich mal den Mut haben, auch über die Vorteile der EU-Erweiterung aufzuklären.

Die „Westdeutsche Allgemeine Zeitung“ berichtete unterdessen, im vergangenen Jahr seien bereits 33 Millionen Euro an öffentlichen Subventionen geflossen, um ein neues „Nokia Village“ aufzubauen. Woher das Geld genau stammt, bleibt offen. Dieser Betrag liegt laut EU-Kommission unterhalb der Schwelle, die eine Anmeldung in Brüssel erfordert.

Doch was können deutsche Politiker tun, um die Produktion im Land zu behalten und Arbeitsplätze zu schaffen? Sind Subventionen überhaupt noch der richtige Weg, wenn niemand den ganzen Förderzirkus durchschauen kann? Laut Subventionsbericht der Bundesregierung betrugen 2005 die Subventionen 55,6 Milliarden Euro. Nach einer Untersuchung des Kieler Instituts für Weltwirtschaft (IfW) beliefen sich die Subventionen von Bund, Ländern, Kommunen sowie der EU in Deutschland 2005 jedoch sogar auf 144,8 Milliarden Euro oder 6,5 Prozent unserer Wirtschaftsleistung.

Dabei wurde eine breite Abgrenzung des Subventionsbegriffs zugrunde gelegt: Berücksichtigt werden „Selektive Vergünstigungen, die Bund, Länder, Gemeinden und andere staatliche Einrichtungen zugunsten ausgewählter Produktionszweige und letztlich bestimmter Personengruppen gewähren“, erläutert ein Lexikon. Neben dem Unternehmenssektor zählen auch öffentliche Betriebe zu den Subventionsempfängern, die private Güter und Dienstleistungen anbieten. In der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung zählen diese zum Staatssektor beziehungsweise als Organisationen ohne Erwerbszweck, während als Subventionen definitionsgemäß nur Hilfen an den Wirtschaftssektor gezählt werden. Insbesondere bei den Ländern und Kommunen kommt das IfW zu weit höheren Subventionen als der Bericht der Bundesregierung; darüber hinaus wird die Beschäftigungsförderung der Bundesanstalt für Arbeit im Umfang von 5,8 Milliarden Euro als Subvention eingeschätzt, was die Regierung nicht tut. Die Hilfen für die Bahn werden von der Bundesregierung ebenfalls nicht aufgeführt, sondern dem Infrastrukturbereich zugeordnet.

Handy-Bau hat in Deutschland keine Chance mehr

Experten fordern daher: Weg mit den Fördermitteln! Dafür die Steuern und Abgaben runter, damit dieses Land endlich wieder in Forschung und Bildung investieren kann. Wenn man ehrlich ist, hat Handy-Produktion in diesem Land keine Chance mehr. Nokias übrige Fabriken stehen nicht ohne Grund in Korea, China, Mexiko und Brasilien. Und demnächst in Rumänien und Ungarn. „Bochum, ich häng' an dir“ – diese Zeile aus Grönemeyers Heimat-Hymne haben die finnischen Manager nicht auf den Lippen.



Rüttgers in der Rolle des Rächers: Der Politiker stellte sich hinter die Nokia-Mitarbeiter. Foto: ddp

Schonungslos offen

Britischer Historiker berichtet über die Besatzung der Alliierten in Deutschland

Von Lienhard Schmidt

After the Reich – the brutal history of the Allied Occupation“ – unter diesem Titel brachte der Verlag Basic Books aus New York im vergangenen Jahr ein Werk des britischen Historikers Giles Macdonogh über die Besatzungszeit der Alliierten in Deutschland ab 1945 auf den Markt. Als Kolumnist der „Financial Times“, mit Beiträgen für „The Times“, „The Guardian“ und den „Evening Standard“, aber auch mit Büchern über Kaiser Wilhelm II. und Friedrich den Großen hat sich der Autor in der englischsprachigen Welt schon einen Namen gemacht hat.

Der „Sunday Telegraph“ unterstreicht, daß die von Macdonogh nun ausführlich behandelte Thematik lange Zeit in Schweigen gehüllt wurde, weil die Offenlegung der Realitäten niemandem recht schien. Weder den Alliierten, weil solches sie in die Nähe des moralischen Tiefpunktes der vom Hitlerregime begangenen Untaten bringen würde, noch den Deutschen, weil sie nicht der „Weißwäsche“ Hitlers angeklagt sein wollten, wenn sie etwas, was nach jedem anlegbaren Standard Kriegsverbrechen der Sieger waren, deutlich machten.

In mancherlei Hinsicht erinnert die Methode der Darstellung Macdonoghs an Walter Kempowskis letzten Band des Echolots, in dem der Zusammenbruch Deutschlands aus dem Erlebnis von Zeitzeugen aller beteiligten Nationalitäten in erschütternder Unmittelbarkeit und seinem Effekt auf den einzelnen zu erkennen ist.

Macdonoghs Buch erinnert an Kempowskis »Echolot«

Macdonogh spannt den Bogen weiter. Von der Eroberung Wiens durch die sowjetische Armee im April 1945 bis zur Luftbrücke der Amerikaner 1948 nach Berlin und zur Gründung der ersten Bundesregierung 1949 unter Konrad Adenauer. Die Bedeutung der Beschlüsse der Alliierten (Casablanca und Teheran 1943 sowie Jalta im Februar 1945), der Einfluß des Morgenthau-Plans, die Auswirkungen der Deutschland aufgezwungenen „bedingungslosen Übergabe“, die nur teilweise und meist zu spät von den Westalliierten erkannten Wortbrüche oder einseitigen Interpretationen unscharf verfaßter Abmachungen durch Stalin und deren Hinnahme, die chaotischen Verhältnisse, die sich im Zerfall der letzten Verteidigungsanstrengungen der Wehrmacht und der sich auf immer kleiner werdendem Raum zusammendrängenden Flüchtlings- und Vertriebenenströme in den letzten Kriegswochen ergaben, all dies stellt Macdonogh in seiner Auswirkung auf die Millionen von Opfern dar.

Mal nicht nur Hitler und Stalin als Täter

Der Fall Berlins, die Vertreibungen der Deutschen aus den ehemaligen Ostprovinzen des Deutschen Reiches, aus der Tschechoslowakei, Ungarn und Jugoslawien, die unvorstellbar grauenhaften Verbrechen der SS und anderer Schergen des zusammengebrochenen Hitlerregimes an KZ-Häftlingen unmittelbar vor deren Befreiung, das Verhalten der Alliierten in den vier Besatzungszonen, auch in Österreich, alles findet bei Macdonogh seinen Platz, wie auch die Konferenz der Sieger in Potsdam im Sommer 1945 und die Nürnberger Prozesse.

Er nennt die Fakten, deren Beurteilung sich aus diesen ergibt. Selten sind die Abgründe menschlichen Fehlverhaltens, die Dimensionen des Zusammenbruchs unverzichtbarer Werteordnungen, für die nicht nur Hitler und Stalin verantwortlich waren, so umfassend dargestellt worden, wie es Macdonogh gerade gelungen ist.

Deutsche Frauen bevorzugen Bio-Baumwolle

Ökotextilien rücken immer stärker in den Blickwinkel der deutschen Verbraucher. Mittlerweile interessiert sich jeder vierte Bundesbürger für die naturbelassene Mode. Insbesondere Frauen gehören zu der grünen Zielgruppe – bei ihnen ist das Interesse größer als bei den Männern (30 Prozent gegenüber 21 Prozent). Die Textilindustrie nimmt den Ökotrend wahr: Biobaumwolle steht bei vielen Textilunternehmen neuerdings ganz oben auf der Orderliste. Daher boomt der Markt für die Naturfaser, bei deren Produktion im Gegensatz zum handelsüblichen Rohstoff auf den Einsatz von Pestiziden und synthetischen Düngungs- und Entlaubungsmitteln verzichtet wird. Zwischen den Jahren 2001 und 2005 stiegen die weltweiten Verkäufe biologischer Baumwollprodukte schätzungsweise von 245 Millionen Dollar auf 583 Millionen Dollar. Mehr als 70 Prozent der weltweit produzierten Biobaumwolle stammen aus der Türkei und Indien. *IW*

Krank

Von HARALD FOURIER

Letzte Woche hat Gesundheitssenatorin Katrin Lompscher den „Aktuellen Bericht über die gesundheitliche Lage der Berliner Bevölkerung und das Gesundheitswesen“ vorgestellt. Ein 664 Seiten starkes Werk von über 50 Autoren, das fast nur aus Zahlen und Tabellen besteht. Es wiegt mit 1696 Gramm halb soviel wie ein Neugeborenes.

Der diesjährige Bericht widmet sich schwerpunktmäßig der Lage von Migranten und kommt zu der wenig überraschenden Erkenntnis, daß es den Leuten in den wohlhabenden Bezirken besser geht als den in den armen.

Natürlich ist es für Fachleute interessant zu wissen, wie viele Entbindungen oder Apotheken es in der Stadt gibt, oder wie hoch die Impfquote bei Erstkläßlern ist. Aber wer braucht Statistiken, aus denen hervorgeht, daß der Anteil der Rentner unter den AOK-Versicherten von 24,7 auf 24,6 Prozent gesunken ist? (Außer der AOK selbst vielleicht, aber die wird ihre eigenen Statistiken haben.)

Nun, einen wirklichkeitsnahen Eindruck vom Stand unseres Gesundheitswesens habe ich letzte Woche bekommen, als ich eine Freundin aus Frankfurt zu Gast hatte. Sie mußte nämlich einen Arzt aufsuchen. Keine große Sache, dachte ich und reichte ihr das Pankower Branchenfernsprechbuch. Sie wollte schließlich einen Arzt in der Nähe aufsuchen.

Die erste Sprechstundenhilfe teilte ihr mit, daß ihre Praxis leider keine neuen Patienten annehmen könne. Ebenso die zweite. Und auch die dritte und die vierte. Man sei „total ausgelastet“ und habe bereits zu viele Patienten, behaupten die Angerufenen.

Endlich fand sich dennoch eine Ärztin bereit, meine Freundin zu behandeln. Beim Abschied flüsterte ihr die Sprechstundenhilfe noch zu: „Aber bitte sagen Sie niemandem, daß wir Sie so einfach aufgenommen haben, sonst können wir uns demnächst vor dem Ansturm nicht mehr retten.“

Die Freundin jedenfalls war baff: Wo gibt es denn so etwas, daß Anbieter irgendwelcher Leistungen die Nachfrage nicht mehr befriedigen können und wollen? Haben Sie schon mal erlebt, daß ein Buchhändler Sie hinauskomplimentiert mit den Worten, „heute verkaufen wir keine Bücher“?

Ärzte beklagen einhellig zuviel staatliche Regulierung, zuviel Bürokratie. Die Politiker sollten sich demnach weniger Gedanken über theoretisches Zahlenmaterial machen als über die praktischen Probleme der niedergelassenen Ärzte, die Patienten kaum noch behandeln können, weil sie angeblich „total ausgelastet“ sind. Wo das endet, wenn – wie andere Untersuchungen einhellig ergeben – die Menschen immer älter und gebrechlicher werden, möchte man sich lieber nicht ausmalen.

Rassismus gegen Deutsche

»Schweinefresser«, »Nazi-Oma«: Jugendliche Migranten beleidigen gezielt Einheimische



Rassismus als „Prozeß der Identitätsbildung“: Politiker verharmlosen antideutsche Ausfälle.

Foto: Pressebüro Roth

Von MARKUS SCHLEUSENER

Kirstin Heisig ist unversehens in die Schlagzeilen geraten. Die 46jährige ist Jugendrichterin aus Neukölln und somit – berufsbedingt – seit einigen Wochen sehr gefragt, seitdem das Problem Jugendgewalt die Medien beherrscht. Erst berichtete das Fernsehen über Heisigs Vorschläge für schnellere Strafen für jugendliche Gewalttäter. Dann wurde sie auch noch zur Kronzeugin für die Existenz eines antideutschen Rassismus.

Aber der Reihe nach: Schon der Fernsehbeitrag im Magazin „Kontraste“ dürfte den Justiz- und Innenbehörden Berlins nicht geschmeckt haben: Binnen zwei Wochen fällt die Jugendrichterin ein Urteil, wenn jugendliche Straftäter Handys klauen, Omas überfallen oder Läden ausrauben.

Sehr zum Ärger der jugendlichen Straftäter spricht sich dies in Berlin-Neukölln herum: „Polizisten und Richter reden nicht nur, sie handeln und das richtig schnell“, stellte das RBB-Magazin in seiner letzten Sendung fest. Und das alles ohne mehr Geld oder neue Gesetze. Fazit der Fernsehredakteure: „So einfach, daß man sich fragen muß: Warum kommen eigentlich die Justizminister nicht mal auf so eine Idee?“

Im „Tagesspiegel“ am darauffolgenden Wochenende wurde Heisig abermals ausführlich zitiert. Diesmal ging es um den Deutschenhaß vieler ihrer Delinquenten. Die Jugendrichterin berichtet, daß sie Migranten darauf anspricht, wenn sie ihre Opfer als Nazi-Oma, Scheiß-Deutsche oder Scheiß-Christen verhöhnen. „Rassistische Äußerungen bei Straftaten häufen sich“, hat sie festgestellt.

Nur leider erhalte sie nie eine zufriedenstellende Antwort: „Dann wiegeln sie ab. Das hätten sie in der Situation nur so dahingesagt.“ Heisig ist zudem aufgefallen, daß sich die Öffentlichkeit für diese Täter nicht interessiert. „Da kommt keiner dieser Vereine, die sich gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit engagieren“, wundert sie sich. Bei Übergriffen „rechter“ Jugendlicher auf Migranten sei der Saal dagegen immer voll.

Juristin Heisig ist eine der ganz wenigen, die den bedenklich um sich greifenden Deutschenhaß junger Migranten überhaupt ernstnimmt. Ihr Kollege Günter Räcke, mit dem sie gemeinsam das Projekt für schnelle Verurteilungen ins Leben gerufen hat, sieht in den rassistischen Ausfällen nur einen Nebenaspekt. Je nach nationaler Zugehörigkeit werde die passende verbale Erniedrigung gewählt, meint Jugendrichter Räcke. Indes: Würde diese Argumentation auch hingenommen, wenn Deutsche die Täter und Ausländer die Opfer sind?

Richtig giftig auf Heisigs Aussagen reagieren Anti-Rassismus-Aktivisten. So kritisiert Eberhard Seidel von dem mit Steuergeldern finanzierten Projekt „Schule gegen Rassismus“ (erhält gleichzeitig Geld von sieben staatlichen Institutionen) die Diskussion um antideutschen Rassismus als „völligen Unsinn“. Entsprechende Beschimpfungen wie „Nazi-Oma“ seien „nur“ die Legitimation für Raubzüge.

Es gehe, so schreibt der „Tagesspiegel“, bei dem verbalen Kräftemessen um Abgrenzungsversuche und Identitätsbildung auf beiden Seiten. „Dabei haben die deutschen und türkischen Jugendlichen als Verlierer der Gesellschaft mehr Gemeinsamkeiten als ihnen bewußt ist“, beschwichtigt Seidel im Deutschlandradio Kultur.

Ebenfalls schlechtgelaunt reagiert Günter Piening auf die Debatte über antideutschen Rassismus. Der Berliner Ausländerbeauftragte (offiziell: Integrationsbeauftragte) findet, dies sei eine „vollkommen verrückte Diskussion“. Den Rassismus-Vorwurf gleichsam umzukehren sei „sehr gefährlich“ und verharmlose die Bedrohung durch (deutsche) rechtsradikale Umtriebe. Ebenso hätte Hessens Ministerpräsident Roland Koch den Hinweis, es gebe auch deutsche Jugendgewalt, vom Tisch wischen können mit der Behauptung, dies lenke ab vom viel schlimmeren Problem der Migrantengewalt. Hat er aber nicht.

Piening indes gibt den Verharmloser: Migranten-Jugendcliquen grenzten sich auf diese Weise nur voneinander ab. Das funktioniere zwischen Türken, Arabern und Russen auf ähnliche Weise. Piening sieht hinter den Beleidigungen „Prozesse der Identitätsbildung“ und verweist auf die Texte von Rappern. Die gleichen Argumente würde er bei rechtsaußengerichteten Kameradschaften und ihrem zweifelhaften Liedgut vermutlich niemals durchgehen lassen.

Ob die Neuköllner Jugendrichterin Kirsten Heisig ihre klaren Aussagen bald bereuen wird? Immer öfter greift der Senat vor oder nach Interviews in den Justizapparat ein, weil ihm Personen mißliebig erscheinen.

Erst rügte die Justizsenatorin Gisela von der Aue (SPD) den Leiter der Abteilung für Intensivtäter, Oberstaatsanwalt Roman Reusch, dann versetzte sie ihn kurzerhand, nachdem sie ihm die Teilnahme an einer Talkshow verweigert hatte. Reuschs Ansichten gefielen ihr nicht. Jetzt überlegt sie, seinen Nachfolger auch gleich wieder in die Wüste zu schicken, weil der einmal der falschen Partei (den Republikanern) angehört hat. Es könnte also noch heiß werden für Kirsten Heisig, wenn sie weitere Interviews gibt.

Punker jagen jüdische Oberschüler

Die Gewaltwelle überschreitet alle nationalen und ideologischen Grenzen

Von MARKUS SCHLEUSENER

In der nachrichtenarmen Zeit zwischen den Jahren war Uwe Lehmann-Brauns (CDU) die eine oder andere Schlagzeile sicher. Der Vizepräsident des Berliner Abgeordnetenhauses forderte, was Tausenden von Autofahrern am Herzen liegt: die Beseitigung der Metallpoller vor der britischen Botschaft.

Seit dem 11. September sind mehrere Straßen weiträumig abgesperrt, darunter natürlich auch der Platz vor der US-Botschaft. Doch während die in einer eher unbedeutenden Nebenstraße von Berlins Prachtboulevard Unter den Linden liegt, ist die britische Botschaft in der bekannten Wilhelmstraße gelegen, neben dem Luxushotel Adlon.

Wer also Berlins Mitte von Süd nach Nord durchqueren will, der muß einen umständlichen Umweg in Kauf nehmen: entweder östlich durch das Nadelöhr Friedrichstraße (einspurig) oder westlich am Brandenburger Tor vorbei. In jedem Fall kostet es viel Zeit. Und ganz nebenbei das Geld des Berliner Steuerzahlers, denn er muß neben den Pollern auch die acht Polizisten bezahlen, die dort rund um die Uhr ihren Wachdienst verrichten.

Schlimmer als die Metallpoller sind die Denkblockaden bei Politikern und in den Medien. Wenn es nämlich um bestimmte Vorfälle geht, dann werden die üblichen Denkschablonen über Ereignisse gestülpt, auch wenn sie so gar nicht passen wollen.

Bleiben wir bei schützenswerten Einrichtungen: Wie die „Berliner Morgenpost“ berichtet, werden an drei jüdischen Einrichtungen neue Betonpoller aufgebaut: am Jüdischen Museum (Lindenstraße), am jüdischen Gemeindehaus in der Fasanenstraße und vor der Synagoge in der Oranienburger Straße. Seit knapp zwei Wochen gebe es eine „erhöhte Gefahrensituation“, heißt es mit Blick auf Geheimdienstberichte. Die entsprechenden Gewaltandrohungen kommen aus dem Libanon.

In der Nähe der jüdischen Oberschule wurden letzte Woche fünf Schüler angegriffen. Bürgermeister Klaus Wowereit (SPD) war sofort zur Stellen, um vor „rechter Gewalt“ zu warnen. Der „Regierende“ verurteile den antisemitischen Zwischenfall scharf, hieß es in einer Pressemitteilung des Senats vom darauffolgenden Tag. „Dieser ganz offensichtlich antisemitisch motivierte Angriff auf fünf Schüler der Jüdischen Oberschule ist unerträglich. Ich bin froh, daß es Zeugen des Vorgangs gegeben hat, die die Polizei gerufen haben und die so eine Festnahme der Täter ermöglicht haben. Auch das ist ein Stück Zivilcourage, wie wir sie im Kampf gegen den Antisemitismus in unserer Gesellschaft immer wieder fordern.“

Es gelte, Gesicht zu zeigen „gegen jede Form von Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit und Rechtsradikalismus“, so Wowereit weiter.

Bei näherem Hinschauen nahm der angeblich rechtsradikale Vorfall nicht minder häßliche, doch aus ideologischer Sicht recht bizarre Züge an. Schließlich handelte es sich bei den Tätern um vier Punker. Und die gelten gemeinhin als „Linke“, auf gar keinen Fall als „Nazis“.

Die Punker sollen die Schüler „antisemitisch“ beschimpft haben. Danach hätten sie ihren Rottweiler auf die Jungen im Alter zwischen 15 und 17, von denen zwei übrigens nicht-jüdisch sind, gehetzt, so die Aussagen. Die Täter, zwischen 27 und 31, konnten danach gefaßt werden, gegen zwei erging Haftbefehl.

Die einseitige Fixierung auf mutmaßlich rechtsextrem motivierte Gewalt hat ein deutlich weiter verbreitetes Phänomen jahrelang an den Rand gedrängt, wie der abscheuliche Vorfall zeigt: Das allgemeine Gewaltpotential in der Hauptstadt steigt ständig. So veröffentlichte der „Tagesspiegel“ vergangenen Montag den Erlebnisbericht eines Vaters, der anonym bleiben wollte. An der Kreuzberger Schule seines Sohnes („einer der zwei deutschen Jungen in der Klasse“) werde aus falsch verstandener Rücksicht nicht auf Gewalt reagiert.

Und die sieht so aus: „Die Kinder, die vom Elternhaus noch mit einem Verhaltenskodex in die Schule geschickt werden – zumeist deutsche Kinder – lernten schnell, daß man sich daran offenbar nicht zwingend halten muß, die anderen – zumeist Migrantenkinder – erfahren erst gar nicht von irgendwelchen Regeln und davon, daß Gewalt kein Mittel der Auseinandersetzung ist.“

Wo es keine Regeln mehr gibt, da geht es zu wie in einem Tollhaus. Die Eltern der gewalttätigen Kinder gehen nicht zum Elternabend, interessieren sich nicht dafür, wenn ihr Kind andere in der Schule vermöbelt. Schlimmer noch: „Allzuoft war die Begründung seitens des Klassenlehrers und anderer Lehrer, man glaube, daß die auffälligen Kinder, gerade die aus Migrantenfamilien mit türkischen oder arabischen Eltern, zu Hause geschlagen werden. Wenn man die Eltern nun über das Verhalten ihrer Kinder informiere, bestünde die Gefahr, daß die Kinder dann noch mehr Prügel bekommen. Also geschah in der Regel: nichts.“

Den Vater eines Mitschülers wollte der Autor zur Rechenschaft ziehen, weil der seinen Sohn erpreßt hatte. Vergeblich. Der andere Vater kam nicht zur Elternversammlung. Und selbst wenn er gekommen wäre – er spricht leider kein Deutsch.

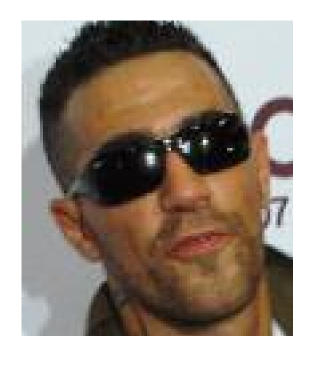
Der Vorfall mit den Punkern allerdings zeigt, daß die Gewaltwelle über nationale oder ideologische Grenzen längst hinweg gerollt ist. Enthemmung und Werteverfall lassen keine Regeln mehr gelten.

Zeitzeugen



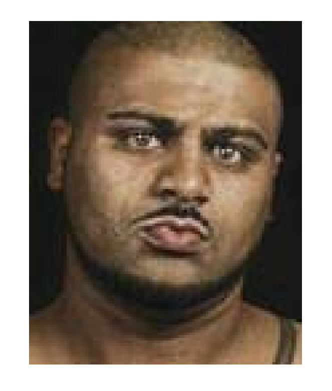
Sido – Eine Totenkopfmaske war lange sein Markenzeichen, doch seit 2005 zeigt der 28jährige Sohn eines Sinti und einer Deutschen auch sein Gesicht. Sido (steht für „Superintelligentes Drogenopfer") wuchs zwar in einer Berliner Hochhausgegend auf, allerdings geht das Gerücht um, er habe Abitur, was nicht in sein Ghettoimage paßt, so daß er behauptet, er wäre wegen Drogenkonsums vom Gymnasium geflogen. Einige seiner Songs wurden bereits von der Bundesprüfstelle für jugendgefährdete Medien (BPjM) begutachtet, aber nicht beanstattet.

Tupac Shakur – 1971 in Brooklyn geboren versuchte der Rapper sich erst im Drogenhandel, dann vertonte er seine Ghettoerfahrungen erfolgreich. 1996 wurde der mehrfach Vorbestrafte von einem Unbekannten erschossen.



Bushido – Auch Anis Mohamed Youssef Ferchichi, der unter dem Künstlernamen Bushido 2006 den MTV Music Award für den besten deutschen Künstler erhielt, hat Bekanntschaft mit der Polizei gemacht. Für den 29jährigen sind Drogenkonsum und Gewalt nichts Verwerfliches, was er in seinen Liedtexten deutlich macht. Der Deutsch-Tunesier ist für seine nationalistischen, rassistischen und frauenfeindlichen Texte bekannt. Außerdem wirft man ihm mangelnde Distanz zu rechtsextremen Kreisen vor. Einige seiner Lieder sind von der BPjM als jugendgefährdend eingestuft worden.

Eminem – Der mit Preisen überhäufte US-Rapper ist Vorbild vieler Musiker dieses Genres. Schon die Familie des 1972 Geborenen neigte zu Drogenkonsum und Gewalt. Als einer der ersten Weißen wagte sich Eminem in die von Schwarzen dominierte Rap-Szene. Seine Gewalt-Phantasien kamen aber gut beim Publikum an.



Massiv – Vorvergangene Woche wurde auf den Gangster-Rapper in Neukölln geschossen, wobei er nur leicht verletzt wurde. Die Polizei ermittelt derzeit gegen Massiv selbst, da sie einen PR-Gag vermutet. Der 25jährige Wasiem Taha ist Sohn palästinensischer Flüchtlinge, den es schon früh in die Berliner Hip-Hop-Szene zog. Gewalttätige Ausschreitungen sind bei den Konzerten des sich mit seinen Kontakten in die Unterwelt Brüstenden an der Tagesordnung.

Millionen mit Gewalt

Deutsche »Gangsta«-Rapper erobern die deutsche Hauptstadt

Von HANS HECKEL

Die meisten Eltern in Deutschland haben keinen Schimmer, was ihre Kinder an Musik hören. „Rap"-Musik dröhnt immer öfter durch den MP3-Spieler, das hat sich herumgesprochen. Doch was ist „Rap" überhaupt? Mitte Januar machte ein Berliner Rap-Idol Schlagzeilen, weil auf ihn geschossen worden war, was womöglich mit einem Bandenkrieg innerhalb der Rapper-Szene zu tun hat.

Am späten Abend des 13. Januar wurde der deutsch-libanesische Musiker Wasiem Taha, Künstlername „Massiv", auf offener Straße in Berlin angeschossen. War es wirklich ein Bandenkrieg? Zweifler meldeten sich: Schnell wurde in der Öffentlichkeit der Verdacht laut, der 25jährige habe den Vorfall inszeniert, um Werbung für sein neuestes Album zu machen. Auffällig: Schon 25 Minuten nach dem Anschlag wurde die Tat auf Tahas eigener Internet-Seite publik gemacht, als sich der Angeschossene noch auf dem Weg in die Klinik befand, wo er nur ambulant behandelt wurde. Sein Sprecher berichtete von einem Durchschuß durch die Schulter, bei dem Taha „viel Blut verloren" habe. Die Polizei spricht hingegen lediglich von einem aus nächster Nähe abgefeuerten Streifschuß am Oberarm.

Faules Theater oder nicht: Der Zwischenfall mit „Massiv" richtet den Blick auf eine Musik-Szene, die zunehmend im Zusammenhang gebracht wird mit der eskalierenden Jugendgewalt in Deutschland und anderswo, den „Rap" oder „Hiphop", jenen Sprechgesang, der sich von der schwarzen Subkultur Nordamerikas ausgehend seit einem Vierteljahrhundert in Wellen über die Welt verbreitet. „Rap" ist die Abkürzung für „Rhythm and Poetry", Rhythmus und Dichtung – Reime, die zu monotonen Rhythmen gesprochen werden, dazu Gesangseinlagen.

Als harten Kern des Rap kristallisierte sich seit Ende der 80er Jahre der sogenannte „Gangsta Rap" heraus, in slanghafter Anspielung auf „Gangster" im Sinne von Mitglied einer Jungendgang, also Bande. Gangsta-Rapper setzen bewußt aufreizend ihre – wirkliche oder gespielte – Herkunft aus dem oder Zugehörigkeit zum kriminellen Milieu in Szene. Reichlich schmuckbehangen, mit Geld und überlangen „Stretch"-Limousinen und Markenklamotten protzend wippen sie, umgeben von leichtbekleidete Frauen, durch ihre Musik-Clips und spielen den Zukurzgekommenen vor: Ich hab's geschafft! Aber nicht durch harte Arbeit, sondern als eiskalter „Gangsta".

Seit langem streiten Psychologen, Sozialforscher oder Jugendbetreuer darüber, was der Rap mehr ist: Bloßer Ausdruck vom Frust der „Ghetto-Kids" und Spiegel ihrer pubertären Träume oder etwa Ansporn, den falschen Weg von Gewalt und Kriminalität nachzugehen, der anscheinend ohne lästige Anstrengungen in Schule, Ausbildung und Beruf zum schnellen Erfolg führt.

In Deutschland hatte es der Rap zunächst schwer im Plattengeschäft. In den 80er Jahren verharrte er im kaum kommerziellen Bereich jugendlicher Clubs, auch reimten die Protagonisten durchweg auf englisch. Erst Anfang der 90er schafften deutsche Gruppen mit deutschen Texten den Durchbruch, allen voran die „Fantastischen Vier" aus Stuttgart. In den 90ern dominierte in Deutschland der „Spaß-Rap" mit humorigen Texten über Mädels und Partys.

Um 2000 änderte sich das: Der „Battle-Rap" griff um sich (von „battle", englisch für Schlacht). Das „Dissen", in den USA längst Gang und Gäbe, wurde auch in Deutschland populär. Beim „Dissen" zieht ein Rapper über einen anderen her. Im besseren Fall entstehen so rhetorisch-musikalische Wettbewerbe auf offener Bühne, und das Publikum entscheidet anschließend, wer besser war. Im schlechteren artet das „Dissen" zum persönlichen Krieg und schließlich zum Bandenkrieg aus. In den USA fielen bereits mehrere bekannte Rapper tödlichen Anschlägen zum Opfer. Die Schüsse auf Wasiem Taha alias „Massiv" sehen manche Beobachter als Anzeichen dafür, daß der deutsche Rap seinem blutigen US-Vorbild folgt. Handfeste Auseinandersetzungen im Rap-Milieu waren bereits vor dem Anschlag registriert worden.



Ghetto-Image: Rapper inszenieren Herkunft aus der Unterschicht. Foto: pa

Ist der Rap dort mit Ausnahmen von Schwarzen beherrscht, dominieren sein deutsches Pendant seit Anfang des Jahrzehnts junge Männer aus Zuwandererfamilien, vor allen aus türkischen und arabischen. Die Fronten zwischen Rappern und ihren Anhängern verlaufen allerdings kreuz und quer: Mal sind es einfach nur Plattenstars, die gegeneinander aufhetzen, mal stecken Insider-Informationen, aber auch orientalische Mafia-Clans dahinter, die ansonsten tief ins Geschäft mit Drogen und Prostitution verstrickt seien. Die Stars des deutschen Gangsta-Rap seien nicht selten in solche Strukturen involviert, behaupten Kenner der Szene.

Ihre Texte jedenfalls strotzen vor Gewalt. Rap-Texte wie „Ich bin der Junge, der euch Blei in den Magen feuert" geben Aufschluß über die wachsende Gewaltenthemmung. In Interviews ziehen sich die Protagonisten gern darauf zurück, nur Sprachrohr „benachteiligter" Jugendlicher, insbesondere aus dem Migrantenmilieu, zu sein.

Der Anspruch schützt sie indes recht erfolgreich vor der Empörung des linken Milieus. Frauen, Homosexuelle und Angehörige anderer Nationen oder Religionen haben in den Reimen der Rapper oft keine guten Karten, ja, werden offen verhöhnt und angegriffen. In anderen Zusammenhängen verbreitet, hätten diese Texte, die ganz offen diskriminieren, längst zu heftiger Entrüstung geführt. In ihrer Rolle als „Stimme der Benachteiligten" sieht man den Gangsta-Rappern dies ebenso bereitwillig nach wie ihre auf Platte gebrannten Gewaltphantasien.

Die Darstellung von Gewalt ist verboten

Die öffentliche Darstellung von Gewalt ist laut Paragraph 131 des Strafgesetzbuches (StGB) unter bestimmten Umständen verboten und wird mit Freiheitsstrafe von bis zu einem Jahr oder Geldstrafe geahndet.

Voraussetzung für die Strafwürdigkeit ist, daß dabei die Gewalt verherrlicht oder verharmlost wird oder ihre Darstellung die Menschenwürde verletzt. Verboten ist somit die Herstellung, der Vertrieb und Erwerb, das Vorrätighalten oder gar nur das Anpreisen gewaltverherrlichender Schriften, Musik, Filme etc. Als besonders eindeutiger Fall gelten die sogenannten „Snuff-Videos" (von englisch „to snuff": auslöschen). Hier werden tatsächliche Folter- und Tötungsszenen gezeigt.

TV-Nachrichten oder Zeitungsberichte zum Zweck der

Gewalt als Mittel der Konfliktlösung

Information über Gewalt fallen indes nicht unter das Verbot.

Geschützt vor dem Paragraphen ist auch die Kunst. Die im Haupttext behandelten Macher und Vertreiber von Rap-Musik berufen sich eben darauf. Unter Experten ist indes umstritten, ob die Rapper zu Recht auf diese Freiheit pochen. Die Gewalt-Rapper bewegen sich offenkundig in einer Grauzone.

Ausdrücklich jugendgefährdend und damit verboten ist es nämlich laut Gesetz, Gewalt als mögliches Mittel zur Konfliktlösung zu präsentieren oder Selbstjustiz zu propagieren. Genau dies aber werfen Kritiker den sogenannten „Gangsta"-Rappern vor.

Heftig diskutiert wurde in den vergangenen Jahren auch, inwieweit sogenannte „Killerspiele" im Rahmen des Jugendschutzes unter das Verbot der Gewaltverherrlichung fallen sollten. Hier können die vornehmlich jugendlichen Spieler am heimischen Rechner in (dank der modernen Animationstechnik) verblüffend realistischer Weise virtuelle „Feinde" töten. Bei amokläufenden Schülern wurde in großer Regelmäßigkeit festgestellt, daß sie zuvor eifrige Konsumenten solcher Killerspiele waren.

Hersteller und Vertreiber der fragwürdigen Spiele weisen indes jeden Zusammenhang zwischen ihren Produkten und realen Gewaltexzessen entschieden zurück. *H. H.*

»Zu den Waffen, Bürger!«

Lieder, die zur Anwendung von Gewalt anstacheln, finden wir bereits lange vor dem Rap

Von MANUEL RUOFF

Rap versteht sich auch als Protestmusik gegen die bestehenden Verhältnisse. Zum Teil ruft er zur Anwendung von Gewalt gegen die bürgerliche Ruhe, Ordnung und Gesellschaft auf. Knapp 220 Jahre ist es jetzt her, daß das Bürgertum seinerseits, in concreto der Dritte Stand, in der größten seiner Revolutionen, der 1789 begonnenen französischen, ein Lied schuf, das hinsichtlich seines Verhältnisses zur Gewalt nicht unproblematisch ist – „Ça ira".

Am 14. Juli 1790 konnten die Franzosen den ersten Jahrestag des Beginns ihrer Revolution feiern. In jenen Tagen entstand mit „Ça ira" das erste große Revolutionslied. Wer das auch als „çarillion national" bekannte Lied schon einmal gehört hat – beispielsweise gesungen von der legendären Edith Piaf – wundert sich nicht mehr über dessen Erfolg. Die schnelle, flotte, mitreißende, aufpeitschende Melodie hat Ohrwurmqualität. Das ist ein Rhythmus, bei dem man mit muß. Ähnlich wie bei dem nicht minder bekannten Bolero von Maurice Ravel wird eine zusätzliche Dramatik dadurch erzeugt, daß das eingängige Hauptmotiv nach der Vorstellung in einer höheren Tonlage wiederholt wird, was eine Steigerung bis fast hin zur Hysterie erzeugt.

Im Zuge der Revolution ist diese Melodie mit unterschiedlichen Texten gesungen worden. Die einen drücken die Hoffnung aus auf eine bessere Zukunft, andere jedoch auch den Haß auf das Ancien régime. So heißt es in einer der bekanntesten, wenn nicht der bekanntesten Fassung: „Die Adeligen an die Laterne! ... Die Adeligen werden wir aufknüpfen! ... Der österreichische Sklave kommt auch noch an die Reihe, Er wird zum Teufel gehen."

Noch bekannter dürfte ein anderes Lied aus dieser Revolution sein, das kaum weniger blutrünstig ist – die „Marseillaise", die Hymne der Französischen Republik.

Frankreichs heutige Nationalhymne wurde 1792 von Claude Joseph Rouget de Lisle in Straßburg verfaßt. Ihr Titel hatte ursprünglich „Chant de guerre pour l'armée du Rhin" gelautet, entsprechend der ihr zugedachten Aufgabe „Kriegslied für die Rheinarmee" zu sein. In diesem Lied heißt es: „Versetzt Eure Schläge ... diese blutrünstigen Despoten, ... diese Komplizen von Bouillé. Alle diese Tiger, die erbarmungslos die Brust ihrer Mutter zerfleischen! Zu den Waffen, Bürger! Formiert eure Bataillone, Vorwärts, marschieren wir! Damit unreines Blut unserer Äcker Furchen tränke!"

Dagegen ist das Kampflied der internationalen sozialistischen Arbeiterbewegung – die „Internationale" – geradezu harmlos.

Dort heißt es „nur": „Reinen Tisch macht mit den Bedrängern! ... Die Müßiggänger schiebt beiseite!"

Diese Beispiele aus der Musikgeschichte des Dritten Standes und der Arbeiterbewegung zeigen, daß es nichts Besonderes ist, wenn in Musik von Mitgliedern beziehungsweise für Angehörige einer tatsächlich oder vermeintlich diskriminierten Unterschicht zu Gewalt und Zuwiderhandlungen gegen die bestehende Ordnung aufgefordert wird. Möglicherweise sticht uns die heutige musikalische Gewaltaufforderung nur stärker ins Auge, weil die Gewalt, zu der aufgefordert wird, dumpf und ungezielt ist und diese Aufforderung zur Gewalt heutzutage nicht mehr nur Bestandteil einer Subkultur ist, sondern vielmehr in hohem Maße gesellschaftsfähig gemacht worden ist.

Es fehlt eine einheitliche Strategie

Afganistan-Einsatz gewinnt neue Qualität – Vernichtender Bericht über die Bundeswehr-Führung

Von Rebecca Bellano

Der Aufschrei gerade aus dem linken Parteien-Spektrum war groß, als es vergangene Woche hieß, daß 250 Bundeswehr-Soldaten voraussichtlich die militärischen Aufgaben der aus dem Norden Afghanistans abziehenden Norweger übernehmen sollten. „Quick Reaction Force“ (QRF) – schnelle Eingreiftruppe – so der Name der Einheit, die Aufgaben der Deutschen nun von den Skandinaviern übernehmen sollen. Schon der Name deutet an, daß es hier gefährlich werden könnte.

Auf die Deutschen, die nicht umsonst in der Gruppe der Alliierten bestenfalls als Brunnen- und Schulenbauer belächelt werden, schlimmstenfalls gar als Drückeberger verschrien sind, können also ganz neue Aufgaben zukommen, zumindest wird es derzeit so dargestellt. Sicherheitsexperten sprechen gar von einer „Wende in der deutschen Sicherheitspolitik“, weil 250 Soldaten nun verstärkt Gefahr laufen, ihre Waffe gebrauchen zu müssen.

Aus Sicht der Amerikaner, Kanadier, Briten und Niederländer, die sich fast täglich im hart umkämpften Süden Afghanistans gefährliche und somit verlustreiche Gefechte mit den Taliban liefern, ist die deutsche Diskussion alberne Hysterie. Die britische Boulevard-Zeitung „Sun“ zeigte im Dezember unter der Schlagzeile „Afghanische Rumhänger entlarvt: Deutsche spielen, während unsere Jungs kämpfen“ ein Foto, das Bundeswehrsoldaten beim Tischfußball zeigt. Die Bundesregierung würde also auf wenig Verständnis stoßen, wenn sie im Sommer die Übernahme der schnellen Eingreiftruppe von den Norwegern verweigern würde. Und auch deutsche Kreise zeigen wenig Verständnis für die Sorge der Linkspartei, die Deutschen könnten im Rahmen des neuen Einsatzes den Rahmen des Isaf-Mandates im Norden Afghanistans überschreiten, indem sie während eines Notfalls in den Süden gerufen werden. Der frühere Bundeswehr-Generalinspekteur Klaus Naumann warnt: „Deutschland muß entscheiden, ob es ein verläßlicher Bündnispartner sein will. Wir können uns nicht hinter unserer Geschichte verstecken.“ Thomas Raabe, Sprecher des Verteidigungsministeriums, versucht auch zu beruhigen. So hätte die Entsendung des gewünschten Kampfverbandes keineswegs eine neue Qualität, denn schon jetzt seien Bundeswehr-Soldaten an den Einsätzen der Norweger beteiligt gewesen. So etwa, indem sie Konvois Schutz geboten, bei der Befreiung von Soldaten befreundeter Nationen geholfen oder bei unruhigen Menschenmassen mit für Ruhe gesorgt hätten. Und während bei den Deutschen, deren Einsatz schwerpunktmäßig bei Patrouillen und der Wiederaufbauhilfe liegt, schon 26 Soldaten ihr Leben verloren, wurde zumindest kein norwegischer Soldat aus der schnellen Eingreiftruppe getötet.

„Aus militärischer Perspektive ist der QRF-Einsatz so sicher wie kaum eine andere Einheit; es handelt sich um eine extrem robuste Truppe“, klärt der norwegische Oberstleutnant John Inge Øglænd auf. Zudem sei die schnelle Eingreiftruppe viel besser geschützt als die Soldaten anderer Einsatztruppen am Hindukusch.

Und während sich deutsche Parlamentarier noch darüber streiten, wie weit deutsche Soldaten ihr Isaf-Mandat einhalten müssen, dürfen oder sollen, machte die Wochenzeitung „Die Zeit“ einen Bericht publik, der offenbarte, daß es in der Bundeswehr-Führung Probleme von existentieller Art gibt, die das Leben eines jeden deutschen Soldaten im Auslandseinsatz gefährden können. Und das Allerschlimmste an den Offenbarungen ist, daß sie keineswegs neu, sondern nur geheimgehalten worden sind. So wurde den Journalisten der Wochenzeitung ein 55 Seiten starker Bericht bekannt, der dem Verteidigungsministerium schon seit Sommer 2007 vorliegt. Hierin kritisiert eine Expertengruppe aus hochrangigen ehemaligen Generälen eine Vielzahl von gravierenden Organisationsmängeln. So leide die Bundeswehr unter einem Defizit an abgestimmter Führung, fehlender strategischer Planung, teilweise bizarrer Bürokratie und einer Kontrollwut des Berliner Ministeriums, so die „Zeit“.



Hart getroffen: Bundeswehr-Soldaten klagen über Ausrüstungsmängel und unklare Aufträge. Foto: pa

Wie geheim dieses für das Verteidigungsministerium desaströse Zeugnis war, zeigt auch die Tatsache, daß selbst der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages, Reinhold Robbe, erst über den Artikel in der „Zeit“ von der Existenz des Berichtes erfuhr. Erst auf diesem Wege erlangte er Details, wie daß die Bundeswehr am Hindukusch drei Jahre lang auf angeforderte Störsender warten mußte. Diese schützen Konvois vor Sprengfallen, die mit einem Handy gezündet werden. Derartige „Lieferschwierigkeiten“ können Leben kosten. Die quälend langen Befehlsstränge und das Kompetenzgerangel von fünf für die Auslandseinsätze zuständigen Stellen, nämlich dem Verteidigungsministerium, dem Einsatzführungskommando in Potsdam und den drei Teilstreitkräften Heer, Marine und Luftwaffe waren Robbe allerdings bereits bekannt.

Das vernichtendste Urteil ist jedoch die Auffassung der Experten, daß es der Bundeswehr vor allem an einer ressortübergreifende Strategie fehle.

Kliniken: Besser als ihr Ruf

Deutsche Kliniken haben im vergangenen Jahrzehnt fast 70000 Betten abgebaut und im Pflegedienst etwa 42000 Stellen gestrichen. Viele Menschen bangen daher um die Qualität der medizinischen Versorgung.

Wenn in ländlichen Regionen Kliniken schließen oder öffentliche Träger ihre Häuser verkaufen, sind das Zeichen des Strukturwandels in der deutschen Krankenhauslandschaft. Das Gesundheitswesen unterliegt mehr als früher den Gesetzen der Wirtschaftlichkeit. Nicht allen gefällt diese Entwicklung, auch weil dadurch Arbeitsplätze verloren gehen könnten. Bei allen Schwierigkeiten, die einige Klinikstandorte und Pflegekräfte haben, gilt für Deutschland aber nach wie vor: Patienten werden hierzulande in Krankenhäusern bestens versorgt – auch wenn dort inzwischen immer mehr auf die Kosten geachtet wird. Das zeigt ein Blick auf die nüchternen Zahlen: Im Jahr 1997 standen für 100000 Einwohner 707 Betten bereit – im Jahr 2006 waren es nur 620. Das ist ein Rückgang um rund zwölf Prozent. Von einer schlechten Versorgung kann aber trotzdem nicht die Rede sein, denn im europäischen Vergleich schlägt Deutschland immer noch alle anderen Länder. Selbst im schwedischen Wohlfahrtsstaat kommen auf 100000 Einwohner nur etwa 220 Betten.

Patienten hierzulande haben vergleichsweise viel Zeit, um wieder gesund zu werden – trotz verkürzter Liegezeiten. Achteinhalb Tage blieben Deutsche im Jahr 2006 durchschnittlich auf Station; das sind etwa zwei Tage weniger als noch vor zehn Jahren. Die Niederländer gehen im Schnitt schon nach knapp sieben Tagen nach Hause, die Finnen bekommen sogar nach etwa viereinhalb Tagen ihre Entlassungspapiere.

2006 umsorgten pro Tag sechs Prozent mehr Pflegekräfte einen Patienten als 1997. Unikliniken und Co. beschäftigten im Jahr auch mehr Ärzte. 2006 waren es etwa 134000 Ärzte auf rund 124000 Vollzeitstellen. Damit kommen pro Tag auf jeden Krankenhauspatienten 41,5 Prozent mehr Mediziner als noch vor zehn Jahren. *IW*

Ost-Deutsch (50): Reißverschluß

Von Wolf Oschlies

Menjam rajfersluse na vasoj garderobi“ (Ich ändere Reißverschlüsse an Ihrer Garderobe) – diese Belgrader Annonce hat unlängst Heiterkeit ausgelöst. Allerdings nicht wegen des Wortes: Der „rajferslus“ ist bei allen Südslawen längst fest eingeführt und provoziert keine Fragen mehr.

Was bei uns anders war. „Wie sieht der Erfinder des Reißverschlusses aus?“ fragte Kurt Tucholsky im Oktober 1928 in der „Vossischen Zeitung“ und gab darauf eine phantasievoll-witzige Antwort, gipfelnd in der weiteren Frage, wie ein Reißverschluß eigentlich funktioniert. Das, lieber Tucho, weiß heute jedes Kind. Erfunden hat ihn 1893 der amerikanische Ingenieur Whitecomb Judson aus Chicago, und er funktioniert als gegenüberstehende Gliederketten, die durch einen Schieber verhakt oder gelockert werden.

International bekam die Erfindung den lautmalerischen Namen „Zipp“, nur im Deutschen bürgerte sich der sperrige Begriff „Reißverschluß“ ein. Ausgerechnet den haben Südslawen übernommen, wie der Belgrader „Telegraf“ bereits im Februar 1999 erklärte: „Das Wort rajsferslus ist deutschen Ursprungs (Reißverschluß), aber bei uns wird es oft in der verschlampten, jedoch leichter zu sprechenden Form rajferslus verwendet.“ Daran hat sich bis heute nichts geändert: Der „raj(s)ferslus“ – mit oder ohne „s“, kyrillisch oder lateinisch geschrieben – ist bei Kroaten, Bosniern, Serben und anderen in alltäglichem Gebrauch. Das geht bis zu Witzen: „Kad dve stonoge vode ljubav dobije se – rajferslus“ (Wenn sich zwei Tausendfüßler paaren, entsteht ein – Reißverschluß). Üblicher ist der Begriff in textilen Bezügen: „Jedno urto nije mogla da zatvori rajsferslus“ (Eines Morgens konnte sie den Reißverschluß nicht schließen). Aus Bosnien kam ein Bericht, daß es einträglicher sei, zu betteln, als in einem Laden „konce, igle, cesljeve i rajfersluse“ zu verkaufen, also Fäden, Nadeln, Kämme und Reißverschlüsse. Daneben bestehen neue Überlegungen, ob man zum Beispiel in der Chirurgie einen „rajsferslus za rane“ (Reißverschluß für Wunden) einsetzen könne. Das erinnert mich an unzählige Witze, wie man verlorene oder verletzte Körperteile per „rajferslus“ wiederherstellen könne. Aber da setze ich mir lieber einen „rajferslus na usta“ – einen Reißverschluß auf den Mund.

Auf das falsche Pferd gesetzt

Legale Drogen im Fokus der Drogenbekämpfung, die harte Szene macht weiter

Von Mariano Albrecht

Langeweile in Deutschlands Diskotheken? Verderben Rauchverbot und verbotene Flatrate-Partys den feierfreudigen Teenagern den Spaß in den Tanztempeln des Landes? Bei weitem nicht, denn die tanzfreudige Partygemeinde kann auch anders auf Touren kommen. Das war schon vor dem umstrittenen Rauchverbot so.

Seit dem 1. Januar drohen Wirten und Veranstaltern von Partys drastische Strafen, wenn das Rauchverbot nicht eingehalten wird. Auch der Gast zahlt Strafe, wenn er trotzdem am Glimmstengel zieht. Zirka 24 Prozent aller erwachsenen Deutschen sind Raucher, die deutsche Krebsgesellschaft schätzt den Anteil an zwölf- bis 18jährigen auf zirka 30 Prozent. Kontrolleure der Ordnungsämter sollen über die Einhaltung des Rauchverbotes, auch in Diskotheken, wachen. Wogegen sie nichts tun können, ist der in vielen Diskotheken ausufernde Konsum sogenannter Partydrogen wie Ecstasy, Kokain oder Speed. Die Party geht weiter ...

Rauchern drohen hohe Strafen

In Deutschland konsumieren zirka 330000 Menschen illegale Drogen wie Cannabis, Amphetamine (Aufputschmittel), Ecstasy, Crack oder Heroin. Anläßlich der Vorstellung der Jahresberichte zur Drogensituation in Deutschland und Europa der Europäischen Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht (EBDD) und ihrer Deutschen Referenzsstellle (DBDD) erklärte die Drogenbeauftragte der Bundesregierung, Sabine Bätzing, im vergangenen Jahr, daß Erwachsene immer weniger Drogen nehmen. Auch bei Jugendlichen soll der Drogenkonsum sinken. Am deutlichsten werde das beim Konsum von Cannabis: Nur noch 13 Prozent der 14- bis 17jährigen haben 2007 zumindest einmal Haschisch oder Marihuana probiert. 2004 waren das noch 22 Prozent in dieser Altersgruppe. Auffällig sei dagegen, daß sich die Zahl der regelmäßigen Konsumenten von Cannabis wenig verändert habe.

Ein gutes Ergebnis meint Bätzing, doch eigentlich hat sich nichts verändert. Die Dauerkonsumenten bleiben konstant, auch unter Jugendlichen.

Grund für Bund und Länder, politisch plakativ andere Prioritäten bei der Suchtbekämpfung zu setzen.

Erklärtes Ziel ist die Bekämpfung von legalen Suchtmitteln wie Alkohol und Tabak. Ausgerechnet jene Genußmittel, an denen der Staat viele Steuern verdient. Einnahmen, die unter anderem in die innere Sicherheit investiert werden sollen. Rauchen für den Heimatschutz. Auch wird der Tabakanbau in Deutschland nach wie vor subventioniert. Klare Zielsetzungen?

Verbotenes muß bekämpft werden

Zugegebenermaßen sind Schnaps und Zigaretten der Gesundheit insbesondere bei Jugendlichen nicht zuträglich. Verwunderlich ist nur, daß man etwas verstärkt bekämpft, das nicht verboten ist. Statt die Bekämpfung illegaler Drogen zu intensivieren oder Einhaltung der Altersgrenzen für den Konsum von Tabak und Alkohol schärfer zu kontrollieren, werden mündige Erwachsene pauschal mit Rauchverbot belegt. Die eigentliche Tragödie wird auf sogenannte Randgruppen projiziert.

Während Nikotin erst auf lange Sicht zu gefährlichen Krankheiten wie Krebs führen kann, ist die Auswirkung von verbotenen Drogen weitaus unmittelbarer nach dem Konsum zu spüren.

Für den 19jährige Berliner Rico G. endete eine Party auf der Intensivstation, später in der Psychiatrie. Rico G. hatte zuerst Marihuana geraucht, zur Entspannung. Später kamen ein paar Bier hinzu, als er von dem Mix müde geworden war, gaben ihm seine Kumpels „Speed“, ein Aufputschmittel. Später in der Disko schluckte er noch drei Ecstasy-Pillen, die können einen erwachsenen Mann drei Tage wachhalten, wenn er einen chemischen Cocktail aus Psychopharmaka überlebt.

Rico G. ist kein Einzelfall. Bei einer Razzia in einer Hamburger Diskothek stellte die Polizei unter 500 Besuchern 383 Ecstasy-Pillen, 30 Tütchen mit Speed, zehn Joints, vier Beutel mit Marihuana, Haschisch, Kokain und 24 Beutel mit „Pep“, einer gefährlichen synthetischen Droge, ähnlich wie Speed, sicher. Nach Auskunft der Hamburger Polizei müssen für solche Razzien konkrete Verdachtsmomente vorliegen. Auch die behördlichen Ordnungsdienste, die die Einhaltung des Rauchverbotes sicherstellen sollen, reagieren erst, wenn sich ein Gast über die Nichteinhaltung des Rauchverbotes beschwert.

MELDUNGEN

Suche nach Massengrab

Stettin – Polnische Historiker vermuten ein Massengrab auf der Insel Wollin. Dort sollen im Winter 1945/46 rund 40 deutsche Zivilisten von ehemaligen Partisanen ermordet und anschließend verscharrt worden sein, berichtete „Welt-online“. Über die Tat herrschte lange Schweigen. Erst bei Grabungen wurden Totenschädel gefunden. Gerade erst hat der polnisch-amerikanische Historiker Jan Tomasz Gross mit seinem neuesten Buch über den Antisemitismus in Polen nach dem Zweiten Weltkrieg das Land aufgeschreckt. Jetzt droht ein weiteres Kapitel der polnischen Geschichte die Eigensicht von der Opfernation Polen zu erschüttern. So sucht eine Zweigstelle des Instituts des Nationalen Gedenkens (IPN) in Stettin auf der Insel Wollin nach Massengräbern ermordeter deutscher Zivilisten. Als wahrscheinlicher Fundort gilt der Asphalt-Fußballplatz einer Sonderschule in Swinemünde.

Merkel in Polen Nummer eins

Warschau – Angela Merkel ist die beliebteste ausländische Politikerin in Polen, berichtet der Polnische Rundfunk. Die deutsche Bundeskanzlerin lag mit neun Prozent an der Spitze, gefolgt vom französischen Präsidenten Nicolas Sarkozy (sieben Prozent) und US-Präsident George W. Bush (sechs Prozent). Merkel hatte in der Umfrage des Meinungsforschungsinstitutes CEBOS bereits vor einem Jahr gesiegt. Vor zwei Jahren war Bush zur Nummer eins gewählt worden. Das Interesse der Polen an der internationalen Politik ist der Umfrage zufolge allerdings eher gering. Bei den polnischen Politikern siegte mit 29 Prozent der amtierende Regierungschef Donald Tusk. Plätze zwei und drei belegten die Zwillingsbrüder Kaczynski – der Staatspräsident Lech (sieben Prozent) und der Ex-Ministerpräsident Jaroslaw (fünf Prozent).

Sich mit den Großen messen

Frankreich eröffnet 2009 Stützpunkt am Golf – Sarkozy setzt auf eine starke Außenpolitik

Von JEAN-PAUL PICAPER

Der französische Staatspräsident Nicolas Sarkozy sackte in den Meinungsumfragen mit einer Geschwindigkeit ab wie kein Präsident vor ihm. Der Abfall ist für ihn um so dramatischer, als er lange zuvor in der Gunst der Franzosen in kaum erreichbaren Höhen geschwebt hatte. Wie kaum ein anderer französischer Staatspräsident vor ihm zieht Nicolas Sarkozy die Häme von Gegnern aller Schattierungen auf seine Person. Offiziell geht es seinen Kritikern immer wieder um die schwache Kaufkraft der Franzosen, um die Obdachlosen und andere soziale Themen, aber vor allem nehmen sie den politischen Stil Sarkozys als Schnellentscheider und als Rednertalent aufs Korn. Er muß auch erfahren, daß in der Wirtschafts- und Sozialpolitik die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Fünf Jahre, so seine Experten, dauert es, bis seine Reformen Früchte tragen werden. Die Zeit dazwischen muß Sarkozy also nutzen, um die Franzosen wieder für sich einzunehmen. So wird für ihn die Versuchung groß sein, in der nächsten Zeit seine Anstrengungen auf die Außenpolitik zu verlagern, zumal Frankreich den EU-Vorsitz ab Juli 2008 innehaben wird. Auf dem internationalen Parkett ist sich Sarkozy wenigstens seiner Popularität bei seinen Landsleuten sicher. Vieles deutet außerdem darauf hin, daß er in den internationalen Beziehungen und in Sachen EU-Gestaltung noch langfristiger als in der Innenpolitik denkt. Die Liste seiner Reisen in Europa sowie nach Amerika, Afrika und Asien ist nach acht Monaten Amtszeit nicht weniger beeindruckend als seine Besuche von Zielen im eigenen Lande. Seine außenpolitischen Weichenstellungen zeugen von einer neuen Qualität der französischen Außenpolitik. Insbesondere die Entscheidung, 2009 im Persischen Golf einen Militärstützpunkt zu eröffnen, ist von großer Tragweite.

Seit einem halben Jahrhundert hatte Frankreich in Übersee keine Stützpunkte mehr eingerichtet. Es mit den Vereinigten Arabischen Emiraten (VAE) vereinbarte Verankerung Frankreichs in Abu Dhabi, in der Nähe der Enge von Ormuz und direkt gegenüber dem Iran, den Paris als eine werdende Großmacht betrachtet, kann man einerseits als einen Ableger des bisherigen Raum verlegt werden, was die Absicht unterstreicht, mit einem neuen, moderneren Flugzeugträger und den mit Atomsprengköpfen bestückten strategischen Nuklear-U-Booten die Landesverteidigung weltweit zu betreiben, zumal der neue Stützpunkt im Mittelpunkt



In entspannter Atmosphäre: Sarkozy erreichte seine Ziele im Nahen Osten. Foto: Reuters

verwaltete nur noch die Reste seiner einstigen Kolonialbesitztümer. Dort ist Paris allerdings militärisch und geheimdienstlich verwurzelt. Das zeigte neulich die schnelle Festnahme mit Hilfe des französischen Geheimdienstes von Mördern einer französischen Touristenfamilie in Mauretanien. Die gen Stützpunktes in Dschibuti am Roten Meer betrachten. In der Tat werden die am Golf stationierten 400 bis 500 Mann teilweise der Garnison in Dschibuti entnommen werden, in der seit Jahrzehnten 2800 französische Soldaten stationiert sind. Aber die Seestreitkräfte in Abu Dhabi sollen zusätzlich in des unruhigen Nahen Ostens liegt. Nach Informationen aus Paris bestehen Pläne für weitere Stützpunkte Frankreichs in Afrika und im Indischen Ozean, wo Frankreich auch Besitztümer wie die Inseln Réunion und Mayotte hat und Madagaskar liegt, zu dem Paris besondere Beziehungen unterhält.

Ganz abgesehen von der Karibik ist Frankreich im Pazifik in Französisch-Polynesien, Neukaledonien und auf den Fidschis präsent.

Diese Initiative unterstreicht den Willen des Präsidenten, unter den Großmächten mitzumischen. Sarkozy hat der von seinem Vorgänger ausgelösten Fehde mit den USA ein Ende gesetzt. Diese Geste war ein Akt der Versöhnung nicht nur gegenüber Amerika, sondern auch in Europa selbst, das die Querelen zwischen den Bush-Anhängern und -Gegnern geteilt hatte. Nicht von ungefähr ergriff deswegen der ehemalige britische Premier Tony Blair auf dem jüngsten Kongreß der Sarkozy-Partei UMP das Wort. Sarkozy könnte jetzt Blairs Bewerbung um ein hohes Amt in Brüssel unterstützen. Im Nahen Osten wird dem französisch-amerikanischen Verteidigungspakt mit dem neuen Stützpunkt eine französische Komponente hinzugefügt, und das ist eine wichtige Änderung des neuen transatlantischen Bündnisses, wovon die Diplomaten in Paris schwärmen. Alle reden auch von einem Bündnis USA/Europa als ökonomischem Bollwerk gegen die Tiger der Globalisierung.

Bisher galt die französische Anwesenheit im Golf als „flexibel“. Französische Schiffe und Flugzeuge nehmen regelmäßig an Manövern teil, französische Ausbilder unterrichten Helikopterpiloten der Vereinigten Arabischen Emirate. Besonders im Rüstungssektor ist die Zusammenarbeit eng. Die Emirate verwenden französische Mirage-Kampfflugzeuge (aber auch amerikanische F16) und besitzen sogar mehr Leclerc-Panzer als die französische Armee. Darüber hinaus entsteht Sarkozys Nuklearkooperation mit den arabischen Staaten. Nach Marokko, Algerien und Libyen sollen jetzt Katar und die VAE zivile Atomreaktoren bekommen.

Auf Nahost-Tournee

Bush und Sarkozy umwarben getrennt voneinander die Ölscheichs

Von R. G. KERSCHHOFER

Nach den Nahost-Reisen von Nicolas Sarkozy und George Bush stellt sich naturgemäß die Frage nach Ergebnissen. Da die beiden gleichzeitig, doch nicht gemeinsam unterwegs waren, drängt sich aber noch eine weitere Frage auf: Waren die Aktionen koordiniert, oder zeichnen sich in Wahrheit Rivalitäten ab?

Die Frage nach den Erfolgen ist beim US-Präsidenten leicht zu beantworten: Vom selbsterklärten Ziel, die Palästina-Frage, das Kernproblem aller regionalen Konflikte, bis zum Ende seiner Amtsperiode lösen zu wollen, ist er weiter entfernt denn je: Denn wer in Israel beginnt, dann einen Kurzausflug zum Palästinenser-Chef macht, um gleich wieder nach Israel zurückzukehren, und wer in Jerusalem das volle für Nicht-Juden obligatorische Zeremoniell in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Waschem absolviert, aber in Ramallah das Mausoleum von Jassir Arafat völlig ignoriert, der hat allen Arabern klar „vermittelt“, daß er kein unparteiischer Vermittler sein will oder kann. Durch die gleichzeitigen israelischen Militär-Aktionen im Westjordanland selbst wurde die Bedeutungslosigkeit des Ministerpräsidenten Mahmud Abbas noch unterstrichen.

Das Waffengeschäft mit Saudi-Arabien ist oberflächlich betrachtet ein Erfolg. Doch jeder weiß, daß solche Geschäfte nicht „spontan“ entstehen. Und die Öl-Scheichs haben ohnehin nur die Wahl, der Entwertung ihrer Dollar-Bestände zuzusehen oder sich eben Dinge zu kaufen, die sie gar nicht brauchen. Im Sinne der USA werden sie ihr Arsenal wohl kaum einsetzen, denn Bushs Bemühen, alle Golf-Araber gegen den Iran zu vergattern, ist ebenfalls klar gescheitert. Viel zu lukrativ nämlich sind die persönlichen und wirtschaftlichen Verflechtungen mit dem großen Nachbarn, und viel zu groß wären die Risiken im Kriegsfall.

Sarkozy hingegen kann auf zwei, wenngleich fragwürdige Erfolge verweisen: Seinem Ehrgeiz, in alle Krisengebiete Atomkraftwerke zu liefern, ist er wieder ein Stück nähergekommen. Und Frankreich wurde, wie Sarkozy betonte, „von unseren Freunden in den Emiraten gebeten“, einen Militärstützpunkt zu errichten – erstmals in einer Region, die nie zum französischen Kolonialreich zählte.

Und das führt zum Verhältnis mit den USA: Anders als seine Amtsvorgänger schien Sarkozy von Anfang an ganz auf amerikanischer Linie zu liegen – so etwa in der Rhetorik gegenüber Iran, Syrien, Hisbollah und Hamas – aber auch gegenüber Rußland. Und ein Sarkozy hat kein Problem damit, zulasten der europäischen Partner bei den USA zu punkten. Zugleich gibt es aber arge Rivalitäten französischer und amerikanischer Konzerne in Afrika. Daß die EU „humanitäre“ Hilfstruppen in den Tschad schicken darf, ist daher ein echter Genie-Streich zur Wahrung französischer Interessen.

Auch im arabischen Raum geht es Sarkozy ums Abstecken von Revieren oder „Protektoraten“. Daß sein Außenminister Kouschner alle paar Wochen in dem einst unter französischer Ägide geschaffenen Libanon aufkreuzt, wird inzwischen selbst von antisyrischen Libanesen mit gemischten Gefühlen betrachtet. Den USA tut das nicht weh, denn es geht ja gegen Syrien. Anders steht es aber mit den französischen Export-Offensiven. Und mit der Propagierung einer Mittelmeer-Union – annähernd in den Grenzen des Römischen Imperiums – unterläuft Sarkozy klar die US-Strategie, der EU die Türkei aufzudrängen, als Präzedenzfall für die Aufnahme Israels. Es kann also noch spannend werden, vor allem in der Zeit nach Bush.

»Das Kosovo gehört uns«

Präsidentschaftswahl in Serbien überraschte vor allem Demoskopen

Von WOLF OSCHLIES

Soll Serbien seinen EU-Kurs weiter verfolgen, weil es nur in der EU seine legitimen nationalen Interessen verteidigen kann? So sagte es Präsident Tadic, Chef der Demokratischen Partei (DS), während sein Gegner Nikolic von der Serbischen Radikalen Partei (SRS) für das Gegenteil plädierte: „Die EU will die Unabhängigkeit des Kosovo anerkennen, uns also das Kosovo wegnehmen. Mit einer solchen Organisation brauchen wir keinen Vertrag.“

Um diese Positionen wurde im Wahlkampf um die Präsidentschaft in Serbien heftig, aber fair gestritten. Der stets hoch konzentrierte Tadic wechselte oft seine Rollen – Staatsmann, Landesvater, Tribun, polyglotter Interviewpartner der internationalen Presse –, aber nie seine Argumente: Serbien brauchte den Rückhalt der EU, schon um ausländische Investitionen zu bekommen. Serbien wird nie „sein Kosovo“ aufgeben, auch wenn es dort „nicht mehr wie früher herrschen wird“, aber es akzeptiert nur ein Kosovo „unter dem gemeinsamen serbischen Dach und innerhalb der unverletzlichen Grenzen Serbiens“. Der stets etwas dröge wirkende Nikolic verblüffte an der Spitze einer SRS, die von einer großserbischen Kriegspartei zur nationalen Erweckungsbewegung gewandelt erschien. Und in Interviews zeigte er sogar Witz, etwa wenn „ne rat, nego inat“ empfahl: Keinen Krieg, aber altserbischen Trotz gegen die Bevormunder aus Brüssel und Washington. Das wirkte, zumal Nikolic eine enge Kooperation mit Rußland empfahl. Dem hatte Tadic nichts entgegenzusetzen, während Nikolic aufzählte,

Rußland oder EU, beides geht nicht

was jeder wußte: Rußland liefert Gas und will im UN-Sicherheitsrat die kosovarische Unabhängigkeit per Veto abblocken.

Nikolic hatte im Wahlkampf getönt, er werde so überzeugend siegen, daß „ein zweiter Wahlgang sinnlos wird“. Diese kühne Prognose hat der Wahlabend nie bestätigt: Gegen 22 Uhr führte Nikolic zwar mit 38,3 Prozent, aber Tadic war ihm mit 35,2 Prozent unerwartet dicht auf den Fersen. In der Wahlnacht gab ein frustrierter Nikolic zu verstehen, daß er kaum auf Stimmenzuwachs im zweiten Wahlgang rechnen kann. Umgekehrt fließen Tadic neue Stimmen zu, vor allem die über acht Prozent des drittplatzierten Ilic, wozu diesen die Solidarität als Regierungsmitglied zwingen sollte.

Serbien hat sich in den letzten sieben Jahren prächtig entwickelt, wie Tadic betonte: Wirtschaftswachstum sechs bis acht Prozent im Jahr, Arbeitslose auf 830 000 zurückgegangen, Löhne und Kaufkraft stark gestiegen, Inflation bei nur noch zehn Prozent mit fallender Tendenz, „Reformland Nummer eins in der Welt“. Dieses Serbien wollte Nikolic im Wahlkampf unbedingt schlechtreden, überzeugte aber nicht einmal die 123 000 Serben im Kosovo, deren Wahlbeteiligung bei 55 Prozent lag.

Diese Menschen wissen, wie recht ihr Präsident hat, wenn er die Zustände im Kosovo anprangert: Polit-kriminelle Machtstrukturen, Arbeitslosigkeit über 70 Prozent, Terror gegen nicht-albanische Minderheiten, vor allem die serbische, ständig Attentate, das letzte in der Wahlnacht. „Wir verteidigen das Völkerrecht und die Sicherheit Südosteuropas“, sagte Tadic, „wenn wir die Unabhängigkeit dieses Kosovo strikt ablehnen. Ich werde nie verstehen, warum gewisse westlichere Staaten einen solchen Staat mit zwei Millionen Einwohnern zum Schaden von zehn Millionen Serben fördern.“

Arm bleibt arm, reich wird reicher

Die galoppierende Inflation in Rußland gerät außer Kontrolle

Von M. Rosenthal-Kappi

Rußland im Jahr 2008: Rentner stehen nach Lebensmitteln direkt vom Produzenten an, um Vorräte anzulegen. Foto: Reuters

In Moskau und anderen russischen Städten stehen Menschen an Marktständen Schlange, um sich mit dem einzudecken, was es zu kaufen gibt. Zenterweise schleppen sie Säcke mit Kohlköpfen nach Hause. Es sind Bilder, die an längst vergessene Zeiten erinnern. Der Grund für diese Art von Hamsterkäufen ist die Angst vor immer weiter steigenden Preisen.

Seit der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres stieg die Inflation in Rußland sprunghaft an, die Preise auf Lebensmittel des täglichen Bedarfs verteuerten sich durchschnittlich um bis zu 30 Prozent. Entgegen der von der Regierung vorausgesagten Inflationsrate von sechs bis sieben Prozent für 2007 wurde jetzt die tatsächliche offiziell mit zwölf Prozent bekanntgegeben.

Eine Inflationsrate in dieser Höhe hat verheerende Auswirkungen für die russische Binnenwirtschaft und den Wohlstand der Bürger, vor allem der Rentner und Geringverdiener. Bereits 2007 sah die Regierung sich daher gezwungen einzugreifen. Sie fror die Preise für Grundnahrungsmittel ein und versprach, die Renten an das Existenzminimum von 3809 Rubel monatlich (entspricht 106 Euro) anzuheben. Weil allein in den ersten zwei Wochen des Januar der Preisanstieg weitere 1,4 Prozent betrug, beschloß die Regierung, den Rentnern nun 3961 Rubel (110 Euro) zu zahlen. Daß dies nur ein Tropfen auf den heißen Stein bedeuten kann, beweist die Tatsache, daß die zunächst zeitlich begrenzte Maßnahme zur Einfrierung der Grundnahrungsmittelpreise auf unbestimmte Zeit verlängert wird.

Das Einfrieren der Preise hilft den Menschen allerdings nicht wirklich, da sie nur für eine sehr beschränkte Warenpalette gilt. Die Hersteller und Einzelhändler gleichen ihre Verluste aus, indem sie den gewährten Nachlaß bei anderen Produkten wieder aufschlagen. Da seit Oktober in Rußland Milch aufgrund der gestiegenen Nachfrage in Ländern wie China knapp geworden ist, bleibt die Situation bei den Preisen für Milch und Käse trotz der staatlichen Maßnahme schwierig. Sie verteuerten sich im Schnitt um 20 Prozent. Außerdem müssen russische Bürger für Energieversorgung, öffentliche Verkehrsmittel und kommunale Dienste höhere Preise zahlen.

Renten auf Höhe des Existenzminimums

Insgesamt war das Jahr 2007 für die Regierung Putin innenpolitisch eher angespannt. Der Ölpreis wurde sowohl im Inland als auch bei den benachbarten „Freundesstaaten“ (Ukraine, Weißrußland) angepaßt, Geld aus dem Stabilisierungsfonds mußte zur Unterstützung der Bevölkerung locker gemacht werden. Die Opposition hat das Thema Inflation für den Wahlkampf auf ihre Fahnen geschrieben. Es könnte 2008 das Hauptthema werden.

Die eilig ergriffenen Maßnahmen zur sogenannten Kontrolle und Säuberung der Märkte haben nicht zur Besserung der Lage beigetragen, auch nicht, daß die Regierung in einem Rundumschlag sowohl Hersteller als auch Groß- und Einzelhändler beschuldigte, an den Preissteigerungen schuld zu sein.

Der Grund für die explodierende Inflation ist in Rußlands anhaltendem Wirtschaftsboom zu suchen. Öl und Gas tragen paradoxerweise zu Rußlands Erfolg und Problemen gleichermaßen bei. Der im vergangenen Jahr rasant gestiegene Ölpreis hat zum einen die Produktionskosten russischer Hersteller verteuert, zum anderen mußten Russen für Benzin und Heizung mehr zahlen. Zugleich flossen übermäßig Petrodollars nach Rußland. Da insgesamt der Zuzug von ausländischem Kapital nach Rußland zugenommen hat, – es könnte mit 85 Milliarden Dollar ein Rekordjahr gewesen sein –, sah sich die russische Zentralbank gezwungen, zusätzliche Rubel zu drucken, um den Devisenwechsel gewährleisten zu können. Dies bedeutet, daß mehr Geld im Umlauf ist, als an Waren und Dienstleistungen angeboten werden kann – besonders der einheimischen Produktion. Der Vorteil, den die Stärkung des Rubel und seine Konvertierbarkeit zunächst brachten, ist durch die hohe Inflation zunichte gemacht worden: Ggegenüber ausländischen Herstellern hat sich ihre Konkurrenzfähigkeit russischer Produzenten verringert. Dies trifft besonders für Branchen außerhalb des Energiesektors zu.

Zu hohe Geldmenge im Land

Obwohl die Gehälter der arbeitenden Bevölkerung vielfach den gestiegenen Preisen angepaßt wurden, ist das Leben im Land nicht besser geworden. Ihre Gehaltserhöhungen verdanken sie verschärften Kontrollen durch die Finanzbehörde, die Firmeninhaber anhielt, angemessene Löhne zu zahlen und für ihre Mitarbeiter Sozialabgaben und Steuern abzuführen. Das Wahlgeschenk der Regierung an die Rentner – laut Finanzminister Kudrin wurden 30 Milliarden Rubel aus dem Budget des Pensionsfonds zur Verfügung gestellt, die er durch höhere Beiträge zur Rentenversicherung gegenfinanzieren will.

Laut Analysten wird es Rußland 2008 nicht gelingen, die Inflationsrate auf unter sieben Prozent zu bringen. Umfragen beweisen, daß es Armen schlechter gehen wird, und Reiche profitieren.

MELDUNGEN

Prodi-Regierung vor dem Aus?

Rom – Der ehemalige Justizminister Clemente Mastella hat Premier Prodi das Vertrauen seiner christdemokratischen Partei entzogen und erklärt, zu keinen Kompromissen bereit zu sein. Die Mitte-Links-Regierung bezeichnete er als gescheitert. Wegen mangelnder Solidarität, als die Staatsanwaltschaft gegen ihn ermittelte, war Mastella zurückgetreten. Prodi zeigte sich enttäuscht über das Verhalten seines ehemaligen Ministers, er hatte aus Agenturmeldungen von Mastellas Entscheidungen erfahren. Prodi, der in der Abgeordnetenkammer über eine klare Mehrheit verfügt, besteht auf einem Mißtrauensvotum. Oppositionsführer Silvio Berlusconi forderte stattdessen „sofortige Neuwahlen“. Prodi kündigte nach der Krisensitzung des Kabinetts eine Rede zur politischen Lage an.

Terror in Griechenland

Athen – 30 Luxuswagen und vier Bankgebäude sind in Athen und der nördlichen Hafenmetropole Saloniki stark beschädigt worden, als mehrere, von Unbekannten mit Zeitzündern versehene Sprengsätze in die Luft gingen. Sie detonierten gleichzeitig in beiden Städten. Als Drahtzieher der Anschläge wird die Untergrundorganisation „Revolutionärer Kampf“ vermutet, die im vergangenen Jahr die US-Botschaft in Athen mit einer Panzerfaust beschossen hatte. In den vergangenen Monaten wurden Dutzende solcher Anschläge in Griechenland verübt. Weiter verdächtigt wird die zerschlagene linksextremistische Untergrundorganisation „17. November“, die sich nach dem Datum der blutigen Niederwerfung des Athener Studentenaufstands gegen die Militärdiktatur im November 1973 benennt.

Haft wegen Atompilz

Prag – Mitgliedern einer tschechischen Künstlergruppe droht Haft, weil sie sich Zugang zu einer Wetterkamera verschafft und ein vorbereitetes Video, auf dem ein Atompilz am Horizont erschien, abgespielt hatten.

Die FPÖ und Mohammed

Unbedachte Äußerungen einer österreichischen Politikerin sorgen bei Grazer Gemeinderatswahlen für Wirbel

Von R. G. Kerschhofer

Es ist durchaus verlockend, Lokalwahlen bundespolitisch zu interpretieren. Die Grazer Gemeinderatswahlen vom 20. Januar waren zudem der erste Urnengang seit Amtsantritt der rotschwarzen Bundesregierung vor einem Jahr, und Graz ist die zweitgrößte Stadt Österreichs.

Allerdings war auch die Ausgangslage untypisch: 2003 hatte die KPÖ dank ihres Spitzenkandidaten 21 Prozent erreicht – was nach dessen Wechsel in die Landespolitik wohl kaum zu halten war.

In der Schlußphase des Wahlkampfs kamen die islamkritischen Äußerungen der FPÖ-Spitzenkandidatin Winter dazu: Wie würde sich das auf die Mobilisierung der Wähler im allgemeinen und auf die der FPÖ im besonderen auswirken?

Nun, trotz aller Aufregungen fiel die Wahlbeteiligung weiter, nämlich von 58 auf 53 Prozent.

Und da die Meinungsforscher schon vorher arg daneben lagen, sind auch ihre Aussagen über die Bedeutung des Islam-Themas eher fragwürdig. Eindeutige Verlierer waren jedenfalls die SPÖ, die von 26 auf knapp unter 20 Prozent schrumpfte, und die KPÖ, die nur noch auf etwas über elf Prozent kam.

BZÖ nahm erneut Stimmen weg

Die ÖVP konnte von 36 auf 38 Prozent zulegen – bürgerliche Wähler honorierten offenbar, daß Bürgermeister Nagl die Ausländer-Problematik weniger naiv angeht als andere ÖVP-Politiker. Die Grünen legten von acht auf über 14 Prozent zu – womit sie eigentlich nur bescheiden an den Verlusten der beiden anderen Linksparteien mitnaschen konnten. Die FPÖ legte zwar von acht auf elf Prozent zu, blieb aber hinter den eigenen Erwartungen zurück – nicht zuletzt, weil der Konkurrent BZÖ die gleichen Wählergruppen anspricht und mit über vier Prozent den Einzug in den Gemeinderat schaffte.

Eine schwarz-grüne Zusammenarbeit im Grazer Gemeinderat nach dem Muster der oberösterreichischen Landesregierung hängt jetzt im Raum – eine Mandatsmehrheit wäre vorhanden. Doch die bundespolitische Bedeutung der Grazer Wahl liegt ohnehin nicht im lokalen Ergebnis, sondern in den Lehren für zukünftige Wahlkämpfe:

Warum mußte die FPÖ das Thema Islam ausgerechnet in Graz anschneiden, wo der Anteil islamischer Zuwanderer viel niedriger ist als im Ballungsraum Wien oder etwa in den Industrie-Gemeinden Tirols und Vorarlbergs? So entstand der Eindruck, daß der Islam das Haupt-Thema der FPÖ sei. In Wahrheit wurde es erst durch die vereinigte Riege aller Gutmenschen zu diesem gemacht – und zum Hauptangriffspunkt auf die FPÖ. Doch das hätten die Wahlstrategen der FPÖ absehen können und berücksichtigen müssen.

Die Äußerungen von Frau Winter waren zudem wenig durchdacht und denkbar ungeschickt formuliert. Auf Redenschreiber ist eben kein Verlaß, und wer kein Islam-Kenner ist, läuft leicht Gefahr, billige Ansatzpunkte für Kritik und für „selektives“ Zitieren zu liefern. Die überflüssige Bemerkung etwa, daß Mohammed angeblich eine Achtjährige heiratete und damit „in unserer Zeit ein Kinderschänder wäre“, wurde selbstverständlich dargestellt als „FPÖ beschimpft den Propheten Mohammed als Kinderschänder“. Und natürlich ortete man eine „Strategie der Aufmerksamkeit um jeden Preis“ – doch es war nur Dilettantismus, keine Strategie.

Solche Vorgehensweisen lenken nur ab von dem, worauf es wirklich ankommt, nämlich dem Wähler die biologische und ideologische Bedrohung zu verdeutlichen, die von assimilierungsfeindlichen Zuwanderern und deren naiven bis bösartigen heimischen Protektoren ausgeht. Aufgezeigt werden müssen alle fremden – nicht nur die islamischen – Rechts- und Verhaltensnormen, sofern sie die christlich-abendländischen Normen unterminieren. Dabei sind „Volksbräuche“ wie Feme-Mord und Zwangsheirat von religiösen Vorschriften wie der Scharia zu unterscheiden. Überhaupt muß alles beim richtigen Namen genannt werden: Gewalt gegen Inländer etwa ist schlichtweg Rassismus. Und der Bürger hat ein Recht darauf zu erfahren, welchem Personenkreis Straftäter angehören.

Überflüssige Bedrohungen wurden provoziert

Kontraproduktiv ist es jedenfalls, die Zentralfigur des Islam ins Spiel zu bringen: Nicht nur weil es überflüssige Bedrohungen provoziert – Frau Winter steht bereits unter Personenschutz –, sondern weil es heute belanglos ist, was angeblich vor langer Zeit geschah oder nicht geschah. Bezeichnend ist übrigens, daß die lauteste Kritik an den Winter-Äußerungen just von jenen „Künstlern“ und „Intellektuellen“ kommt, die selbst gerne das Christentum in den Dreck ziehen oder solche Beschimpfungen verharmlosen.

»Moment mal!«



Machtübernahmen – gestern und heute

Von KLAUS RAINER RÖHL

Der letzte „Spiegel“-Titel war ein Renner. An den meisten Einzelverkaufsstellen war er schon am Dienstag ausverkauft. Es hätte nachgedruckt werden können. Die Ausgabe mit dem farbigen Hitlertitel lief einmalig, bei jung und alt übrigens. Es ist ja nicht so, daß nur die Alten ein so ansprechend schönes Bild ihres gewählten Diktators sehen wollten – eine geschönte Ölfarbenfassung, wie sie als Druck früher in fast jeder Wohnstube hing. Auch die Jungen kauften das Bild mit der Hakenkreuzfahne. Wenn so ein Bild bei einem Jungsturm der Rechtsradikalen in einem schleswig-holsteinischen Dorf an der Wand hängt, kommen die Jugendlichen unter Umständen ins Kittchen. Wegen des Zeigens verfassungsfeindlicher Symbole und Bilder. Der „Spiegel“ darf das. Er dürfte einen SS-Mann mit Sieges-Runen am Kragenspiegel und Totenkopf abbilden. Der „Stern“ natürlich auch. Zeitgeschichtliches Interesse. Ganz besonders in dieser Woche mit dem Jahrestag der Machtergreifung am 30. Januar 1933. Der „Spiegel“ war nur vorgeprescht. Eigentlich war es gar keine Machtübernahme, es war eine Machtübergabe: Die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler durch den Präsidenten Hindenburg. Nachdem Nazis und Kommunisten auch nach der Reichstagswahl vom November 1932 eine negative Mehrheit behalten hatten und das Land unregierbar geworden war. Schließlich übergab man Hitler die Kanzlerschaft, zusammen mit ein paar konservativen Politikern bildete er ein Kabinett. Er siegte immerhin durch Wahlen, nicht durch eine Revolution wie Lenin. Aber ein halbes Jahr danach war Deutschland eine Diktatur. 34,7 Prozent der Deutschen hatten Hitler bei der letzten freien Wahl im November 1932 ihre Stimme gegeben, die meisten sind heute nicht mehr am Leben. Zwei ganze Generationen sind seither dazugekommen und kennen die Zeit nur noch vom Hörensagen, aber das Interesse an Bildern von damals, man muß schon sagen, die Faszination, hat sich erhalten, und selbst die Enkelkinder der ersten „Spiegel“-Leser haben dieses Interesse an den Führerbildern und Filmen und Aufmärschen und Klatschgeschichten scheinbar im Blut und wollen die „furchtbare Zeit“ und das Tä-tä, Tä-tä, Tä-tä des Badenweiler Marschs immer noch einmal sehen und hören, und seit es, ab 1998, im ZDF die populären Fernseh-Serien über die NS-Zeit von Guido Knopp gab, schwemmte der Trend noch mehr Interessenten ins „Spiegel“-Haus.

Seit 13 Jahren ist Stefan Aust Chefredakteur beim „Spiegel“. Angelernt als Journalist in den wilden 68ern im Röhlschen „konkret“. Zwischen Aufklärung über Vietnam und der Aufklärung über die Babypille. Er ist erst nach dem Ende des Hitler-Regimes geboren. Andere Erlebnisse als die Augsteins haben ihn geprägt. Sein größtes persönliches Erlebnis und ständig umkreister Fixpunkt seines Interesses ist das, was er selber den „Baader-Meinhof-Komplex“ genannt hat, aber seine geradezu fixe Idee ist eine gewisse, angebliche Mitschuld der Polizei beziehungsweise der Staatsschutzbehörden an der Gewalt, ja sogar an der Entstehung des Terrorismus. Aber mit Baader und Meinhof allein kann man nicht Auflage machen. Der „Führer“ im „Spiegel“ hat sich immer gut verkauft, und der Termin der „Machtergreifung“ lag ja nun wirklich zum Greifen nahe. Mindestens um zehn Prozent stieg die Auflage, auf 1,187 Millionen. Zu spät. Der Blattmacher, der so oft eine Auflage gemacht hat, ist gekündigt.

„Spiegel“-Titel der vorletzten Woche: 75. Jahrestag publikumswirksam inszeniert

Auch im „Spiegel“ gab es eine Machtergreifung. Über die Hintergründe müssen wir nicht lange rätseln. Ein Blick in die Linkspresse genügt: „Wird der ‚Spiegel‘ wieder links?“ titelte, nein, jubelte die linksopportunistische Tageszeitung (taz) am 16. November letzten Jahres, als bekannt wurde, daß die „Gesellschaft der Mitarbeiter“ den Vertrag von Stefan Aust, der nur noch bis Ende 2008 läuft und gerade um zwei weitere Jahre verlängert werden sollte, überraschend kündigte. Wird der „Spiegel“ wieder links? War er denn je links? Das war wohl mehr eine Wunschvorstellung einiger Redakteure. Was muß man sich unter der „Gesellschaft der Mitarbeiter“, die 50,5 Prozent der Anteile des „Spiegel“-Verlags besitzen, vorstellen, und wem verdanken sie ihre nahezu unbeschränkte Macht, die sie nach dem Tod Rudolf Augsteins haben? Augsteins Kinder behielten mit 24,5 Prozent nicht einmal mehr eine Sperrminorität. Aber Augstein-Tochter Franziska hatte bereits im Jahr 2005 in einer Rede die Debatte über die „Qualität“ der Berichterstattung losgetreten und zeigte sich mit der Mehrheit der „Mitarbeiter“ einig: Unter Austs Führung sei die Zeitung „unpolitisch“ geworden, bringe keine engagierten Serien und Reportagen mehr heraus. Das ist erkennbar absurd. Im Gegenteil. Unter Stefan Aust wurden mehr knallharte, sensationelle Serien, Reportagen und Untersuchungen veröffentlicht als je zuvor. Das viel mißbrauchte Wort vom investigativen (gründlich nachforschenden) Journalismus konnte wieder zu Recht auf das Hamburger Magazin angewandt werden.

Doch sieht man heute überdeutlich, was mit dem Vorwurf mangelnder „journalistischer Qualität“ gemeint war: linker Journalismus.

Unter Stefan Aust fehlten zunehmend die verharmlosenden Berichte über die auswuchernde, schon seit Augsteins Zeiten gehätschelte und begünstigte linke Szene, die nach 1967 entstanden war. Hier vollzog sich eine ohnehin fällige Ernüchterung. Vom Drogenkonsum bis zur Gewaltfrage, von der kritischeren Beurteilung der Dritten Welt und ihrer Probleme nach dem Zusammenbruch des Kommunismus, von der Illusion über die sogenannten guten Terroristen der RAF bis zur Gewalt an unseren Schulen in den mit Scheinasylanten vollgestopften Berliner Stadtbezirken. Langsam begann im „Spiegel“ eine lange anstehende Abrechnung mit den gröbsten Verwüstungen, die die Erben der 68er in unserem Land angerichtet haben. Die unter Aust entstandene Serie über Haschisch-Konsum war geradezu epochemachend, die schonungslose Aufdeckung der Windkraft-Propaganda und der handfesten Interessen, die dahinterstehen, die Aufklärung über den unter dem neuen Titel „Gender“ auftretenden radikalen Feminismus sind ebenso gut erinnerlich wie die Serie über die Ereignisse des sogenannten „Deutschen Herbstes“ und das offene Beim-Namen-Nennen der Sympathisanten-Szene, die das lange Bestehen des RAF-Alptraums erst ermöglichte. Höhepunkt der Abrechnung war und die meiste Empörung unter allen Ex-Linken und Noch-68ern löste aber der „Spiegel“-Titel vom 29. Oktober 2007 aus. Auf ihm zeigte eine Karikatur zwei Alt-68er, die ein Transparent mit der Aufschrift in der Hand hielten: „Es war nicht alles schlecht!“

Es ist gut möglich, daß diese in der gesamten Republik mit Zustimmung und Gelächter begrüßte Karikatur das Faß bei der linken Mehrheit der „Gesellschafter“ zum Überlaufen brachte.

Wenig später wurde ein neuer Geschäftsführer gewählt, dem von vorneherein die Rolle zugedacht war, die Entmachtung von Aust zu exekutieren.

„Wird der ‚Spiegel‘ wieder links?“ Die „taz“-Schlagzeile will in Wirklichkeit sagen: Das Magazin möge gefälligst demnächst einen linken Kurs steuern! „In einer Zeit, in der im ‚Web‘ massenhaft Gegenöffentlichkeit entsteht, ist Aust ein Mann von gestern“, triumphiert die „taz“. Das Wort „Gegenöffentlichkeit“ ist entlarvend. Dieses Schlagwort wurde auf dem Höhepunkt der 68er Revolte im Kampf linker Ideologen gegen die Presse benutzt, auch gegen den „Spiegel“.

Und der Wunsch einiger Redakteure, ein gut funktionierendes, kritisches, weltoffenes Magazin einer rigiden und engstirnigen linken Agitation dienstbar zu machen, wurde von den „taz“-Redakteuren nur besonders offen ausgesprochen. Solche Bestrebungen reichen weit in die Geschichte zurück, genau in das Jahr 1967. Als die Aktion „Enteignet Springer!“ sich schnell als nicht realisierbar erwies und sehr bald als „Enteignet Augstein!“ weitergeführt wurde, die bald flankiert wurde durch eine lange vorbereitete und am Ende geglückte Kommando-Aktion in „konkret“.

Schließlich kamen die Rebellen, die diesen Handstreich mit der Hilfe eines kommunistischen Einflußmillionärs und einer Million D-Mark schließlich zur Zerstörung des auflagestarken „konkret“ führten, direkt aus dem inneren Kreis der „Spiegel“-Rebellen, der „Deutschland I.“-Redaktion des damaligen „Spiegel“. Es waren der Ressortchef von Deutschland I., Hilmar von Hoffmann, und sein Stellvertreter Hermann L. Gremliza.

Auch da lautete der Vorwurf der eingeschleusten Rebellen, das Magazin sei unpolitisch geworden, mache keine linke Politik und der Chefredakteur müsse gehen. „Macht Schluß mit dem konkreten Mief / und schafft ein APO-Kollektiv“ war der Schlachtruf. 1974 war das. Mit unsäglichen Intrigen und einer Million D-Mark aus der Kasse eines kommunistischen Millionärs gelang es, die Zeitung und sogar den Titel zu erobern, den Gründer und Chefredakteur abzusetzen. Von der auflagestarken Publikumszeitschrift blieb nur ein schaler, linker Rest.

Diese Ereignisse übten einen starken Druck auf Augstein aus. Er aber konnte eine ähnliche Entmachtung aufgrund sehr viel besserer wirtschaftlicher Ausstattung und besserer Freunde und Berater verhindern, machte aber ein Zugeständnis, das die juristische Grundlage zu dem heutigen Putsch der „Gesellschafter“ legen sollte: die Gründung der „Mitarbeiter KG“ und ihren Anteil von fast 50 Prozent. Die Aktion „Enteignet den ‚Spiegel‘“ wurde schließlich von Rudolf Augstein selber in die Wege geleitet.

Wegweisende künstlerische Kraft

Karlsruhe und Colmar würdigen den Renaissancemaler Matthias Grünewald

Von HELGA STEINBERG

Er gehört zu den großartigsten und geheimnisvollsten Künstlern der europäischen Kunstgeschichte und zählt neben Albrecht Dürer und Lucas Cranach zu den berühmtesten Malern der Renaissance: Matthias Grünewald. Nur wenig weiß man über den Werdegang des Künstlers, dessen Wirkung bis hinein in die Moderne zu spüren ist.

Geboren wurde er als Mathis Gothard Neithardt vermutlich um 1480 in Würzburg. 1510 hielt er sich in Aschaffenburg auf, wo er für den Erzbischof von Mainz, Ulrich von Gemmingen, als Baumeister und Wasserbauingenieur die Umbauarbeiten am Aschaffenburger Schloß leitete. Von 1516 bis 1526 ist er als Hofkünstler des Mainzer und Magdeburger Erzbischofs und Kardinals Albrecht von Brandenburg nachweisbar. 1526 / 27 hielt er sich in Frankfurt am Main auf, wo er im Auftrag des Rats der Stadt für Magdeburg Zeichnungen von den Frankfurter Wassermühlen anfertigte. Neithardt, genannt Grünewald, hielt sich ab 1527 in Halle an der Saale auf, wo er als Maler und Wasserkünstler in Diensten des Herzogs von Brandenburg war. Vermutlich starb er 1528; seine Werke aber sind unsterblich geworden.

Seine berühmteste Arbeit ist der sogenannte Isenheimer Altar, der sich heute im Musée d'Unterlinden in Colmar befindet. Von etwa 1512 bis 1516 waren der Bildschnitzer Nikolaus von Hagenau und Grünewald damit beschäftigt, das monumentale Polyptychon zu schaffen, das den Hochaltar des Antoniterklosters in Isenheim, einem etwa 20 Kilometer von Colmar entfernt gelegenen Dorf, schmücken sollte. Um seine Zerstörung während der Französischen Revolution zu verhindern, wurde er 1793 nach Colmar in die Bibliothèque Nationale du District verbracht und 1852 in der Kirche des ehemaligen Dominikanerinnenklosters Unterlinden aufgestellt. Heute ist das Kloster ein Museum.

Der Altar steht im Mittelpunkt einer Ausstellung, die in Colmar unter dem Titel „Grünewald – Blicke auf ein Meisterwerk“ zu sehen ist. Besonders eindrucksvoll sind Grünewalds Vorzeichnungen für den Altar, aber auch die Blätter deutscher Künstler wie Hans Holbein der Ältere, Albrecht Dürer, Lucas Cranach, Albrecht Altdorfer und Hans Baldung Grien. Vier Themenkreise gliedern die Ausstellung: Gesichter und Körper, Gewandstudien, Landschaften, religiöse Szenen. Aufschlußreich auch, die Techniken zu entdekken, die Grünewald für seine Arbeiten anwandte. Zeitgleich präsentiert die Staatliche Kunsthalle Karlsruhe die Ausstellung „Grünewald und seine Zeit“. Mit rund 160 Werken ermöglicht diese Ausstellung einen Vergleich mit den anderen Größen dieser Epoche, aber auch einen Blick auf die wegweisende Kraft Grünewalds in der Kunst. Mit vier Gemälden, darunter den Tafeln des Tauberbischofsheimer Altars mit der Darstellung der Kreuztragung und der Kreuzigung Christi, verfügt Karlsruhe über den bedeutendsten Bestand an Gemälden Grünewalds in einem deutschen Museum. Hier wird einmal mehr deutlich, daß seine noch heute beeindruckende Passionsdarstellungen zwar meist nicht dem höfischen Geschmack entsprachen, sie dennoch zu zeitlosen Inkunabeln existentiellen Leidens des Menschen wurden.



Matthias Grünewald: Die Kreuztragung Christi (Mischtechnik auf Tannenholz, um 1523 / 25; Ausschnitt, im Besitz der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe
Foto: Museum

Dritter Höhepunkt im Berliner Kupferstichkabinett

Musée d'Unterlinden, 1 rue d'Unterlinden, F-68000 Colmar, täglich von 9 bis 18 Uhr, Eintritt 10 / 8 Euro, bis 2. März
Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, Hans-Thoma-Straße 2-6, 76133 Karlsruhe, dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, donnerstags bis 21 Uhr, Eintritt 9 / 6 Euro, bis 2. März
Dritter Höhepunkt wird eine Ausstellung des Berliner Kupferstichkabinetts sein, das vom 15. März bis 1. Juni vornehmlich Zeichnungen Grünewalds zeigen wird (wir werden berichten).

Alte Steine und junge Stimmen

Schloß Rheinsberg erwartet wieder viele Besucher zum Festivalsommer

Von SILKE OSMAN

In der römischen Mythologie ist sie die Göttin der Wasserquellen – Egeria. Ihr zu Ehren hat man Wasserpflanzen benannt und ihre Grotte in vielen Parks nachgebildet. So ließ Prinz Heinrich, der Bruder Friedrichs des Großen, um 1790 eine Felssteingrotte im Park seiner Residenz Rheinsberg erbauen und mit einer Nymphenfigur aus Terrakotta schmücken. Als Heinrich 1802 starb, verfiel die Grotte und wurde 1843 restlos beseitigt. Restlos?

Als man 2007 begann, die Grotte wiederaufzubauen, fand man im davor liegenden Teich Material der alten Grotte, darunter Teile der Egeria-Plastik. Fast vollständig erhalten geblieben ist das Haupt der Nymphenfigur ...

Das Jahr 2007 war ohnehin ein Meilenstein in der Sanierung des Schlosses mit seinem wunderschönen Park. So konnten drei der neuen Inselbrücken fertiggestellt werden und die Feuerwehrzufahrt gewährleisten. Die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (SPSG) entschied sich für „eine moderne Formensprache, die sich dennoch dem Denkmalensemble aus Schloß und Garten unterordnet“, betont der Bereichsarchitekt der SPSG Dirk Dorsemagen. „Die neuen Brücken greifen die in Rheinsberg gängigen Materialien wie Sandstein und Holz auf. Bei den Brüstungen und Brückenpfeilern wird der Charakter von Sandstein hervorgerufen, dennoch ist es ein Kunststein, der als Monolith vor Ort gegossen wird. Das ‚Vortäuschen‘ einer anderen Materialität knüpft an die hölzernen Vorgängerbrücken der Prinzenzeit an, die durch Holzverkleidungen und entsprechende Bemalung ebenfalls vorgaben, massive Natursteinkonstruktionen zu sein.“

Die neuen Brücken sind den alten nachempfunden

„Trotz der konsequent zeitgenössischen Architektursprache verstehen sich die Rheinsberger Brücken als Retusche von Fehlstellen in einem wertvollen, großformatigen Bild aus Garten- und Baudenkmälern, wie es die Schloßanlage von Rheinsberg darstellt“, erläutert Dorsemagen. „Diese Fehlstellen wurden geschlossen, indem sie in Material und Farbe der ‚intakten‘ Umgebung angepaßt und verlorene Grundformen auf Grundlage gesicherter Befunde zitiert wurden. Hierdurch wird die Denkmalsubstanz der Rheinsberger Schloßanlage wieder ungestört erfahrbar und kommt dennoch ohne Fälschungen im Bereich von Fehlstellen aus.“ An diesem Sonnabend (11 Uhr) wird Dirk Dorsemagen übrigens in Schloß Rheinsberg über das Sanierungskonzept der Egeria-Grotte, die Baumaßnahmen und die sensationellen Funde berichten.

„Obwohl in Rheinsberg seit der Wende etwa 40 Millionen Euro investiert wurden, bleibt dennoch viel zu tun“, betont Alfons Schmidt, Leiter der Abteilung Baudenkmalpflege. „So ist es bei der Grabpyramide wegen der Feuchteschäden bisher nicht gelungen, an den schrägen Mauern Putz herzustellen, der nicht abrutscht. Weitere Objekte sind die Orangerie, das Knobelsdorffportal, der im Tragwerk geschädigte Salon, das Kavalierhaus mit seinen unsanierten Innenräumen sowie Teile des Leitungsnetzes: Es wird noch Jahre dauern, alles zu sichern und zu restaurieren“, so Schmidt in einem Beitrag des Besuchermagazins „Porticus“.



Unverhoffter Fund: Terrakotta-Kopf der Nymphe Egeria, deren Figur seit 1843 als verloren galt
Foto: Dirk Dorsemagen / Porticus

Die Gäste, die in diesem Sommer wieder Schloß und Park bevölkern werden, haben gewiß anderes im Kopf. Ihnen steht der Sinn nach Musik und schönen Stimmen. Im vergangenen Jahr waren es weitaus mehr als 20 000 Opernfreunde, die der Weg nach Rheinsberg geführt hat. Vor dem großen Ereignis müssen jedoch erst die neuen jungen Stimmen gefunden werden, die 2008 in Rheinsberg ihr Können unter Beweis stellen werden. In St. Petersburg hat der Wettbewerb um die Teilnahme am diesjährigen Festival Kammeroper Schloß Rheinsberg bereits stattgefunden. In Berlin steht er noch an, dort werden vom 5. bis 9. Februar in der Deutschen Oper junge hoffnungsvolle Sänger und Sängerinnen miteinander um die Teilnahme wetteifern.

Die Preisträger werden in Rheinsberg mit erfahrenen Dirigenten und Regisseuren unter professionellen Bedingungen ein musikalisches Werk erarbeiten und es während des Festivals vor großem Publikum aufführen. Open-Air-Spielstätten sind der Innenhof des Schlosses, das Heckentheater und der Schloßpark. Eine weitere Spielstätte ist das Schloßtheater. Teilnehmer des Festivals können sich zudem in der Operngala und bei Matineen präsentieren.

Den Auftakt bildet in diesem Jahr die konzertante Aufführung der Oper „Romeo und Julia“ in italienischer Sprache am 28. Juni im Schloßhof. „Die weiße Dame“ von François Boieldieu und Mozarts „Entführung aus dem Serail“ werden zwei Höhepunkte in diesem Festivalsommer sein. Den Abschluß am 16. August bilden Opernszenen junger Komponisten der III. Rheinsberger Opernwerkstatt unter dem Titel „Sehnsüchte“.

Viele hochtalentierte junge Sänger haben mittlerweile mit ihrem Festival-Auftritt eine erfolgreiche Karriere starten können. So trifft man an der New Yorker Met, der Mailänder Scala, bei den Salzburger Festspielen, an den Opernhäusern von Athen über Stockholm, Tokio, Wien, Sydney bis Zürich und an fast allen deutschen Bühnen auf Rheinsberger Sänger. Damit ist ein Traum des Festival-Gründers, Siegfried Matthus, in Erfüllung gegangen. Doch wer den Ostpreußen kennt, der weiß auch, daß er sich noch lange nicht auf diesen Lorbeeren ausruhen wird. Er ist also weiter auf der Suche nach jungen Talenten.

Weitere Informationen unter www.kammeroper-schloss-rheinsberg.de.

KULTURNOTIZEN

Vergessene Künstlergruppe

Schweinfurt – Im Museum Georg Schäfer ist die Privatsammlung von Siegfried Unterberger aus Meran mit kardinalen Werken zur „Scholle“ zu Gast. Wichtige Arbeiten der „Scholle“-Künstler, die sich in Deutschland – noch vor der Gründung der Künstlervereinigungen „Brücke“ (1905) und „Blauer Reiter“ (1911) – als ihre Zeit bewegende Malergruppe zusammenschlossen, sind noch bis zum 1. Juni zu sehen. Die Aufbruchstimmung des nachklingenden Fin de Siècle gestaltete die „Scholle“ in ihrem Bestehen von 1899 bis 1911 wesentlich mit.

Die Mitglieder rekrutierten sich überwiegend aus der Münchner Sezession, aus dem Kreis der Mitarbeiter der von Georg Hirth schon 1896 gegründeten Zeitschrift „Jugend. Münchner illustrierte Wochenzeitschrift für Kunst und Leben“ beziehungsweise aus mehreren Jahrgangsklassen des Münchner Akademielehrers Paul Höcker. Die Künstlergemeinschaft bestand aus zwölf aktiven Mitgliedern. Der Künstler der ersten Stunde war ihr Sprecher Fritz Erler, weiter sind Leo Putz, Walter Püttner und Franz Wilhelm Voigt zu nennen. Thematisch voneinander unabhängig, verfolgten die „Scholle“-Maler die Vorstellung, Kunst, Natur und Leben im Sinne der reformbewegten Atmosphäre und des Naturlyrismus miteinander zu vereinen.

Doch warum der Name „Scholle“? Die Bedeutung des assoziationsreichen Titels erschließt sich unter anderem aus dem Selbstverständnis der Gruppe: "Die ‚Scholle‘ hat kein anderes gemeinsames Ziel, keine andere Marschroute und Parole, als die Forderung an ihre Mitglieder, daß jeder seine eigene Scholle bebaue, die freilich auf keiner Landkarte zu finden ist.“

Zur Ausstellung erschien ein reich bebilderter Begleitband im Münchner Prestel-Verlag (304 Seiten, 200 Abb., davon 80 in Farbe, geb., 49,95 Euro). Alle Mitglieder der „Scholle“ werden hier ausführlich vorgestellt. *eb*

Zille und Kollwitz

Berlin – Das Käthe-Kollwitz-Museum, Fasanenstraße 24, zeigt aus Anlaß des 150. Geburtstages von Heinrich Zille eine Ausstellung mit dem Titel "Meine Bilder sind zum Weinen und nicht zum Lachen gemacht“. Neben der großen Retrospektive in der Akademie der Künste am Pariser Platz und im Ephraim-Palais (siehe *PAZ* 2) soll Zille hier als älterer Zeitgenosse von Käthe Kollwitz geehrt werden. Zu sehen sind vornehmlich Autographen aus dem Briefwechsel der Künstler, aber auch Blätter wie das bekannte Selbstbildnis Zilles, das als Vorlage für die Monographie aus dem Jahr 1929 diente. Geöffnet ist die Ausstellung mittwochs bis montags und feiertags von 11 bis 18 Uhr.

Meisterwerke der Moderne

Düsseldorf – In der Galerie Ludorff, Königsallee 22 / III, sind noch bis zum 1. März Meisterwerke der Klassischen Moderne zu sehen (und zu erwerben). Ausgestellt werden unter anderem Arbeiten von Ernst, Hofer, Jawlensky, Kirchner, Kokoschka, Kolbe, Liebermann, Macke, Modersohn-Becker, Nolde, Pechstein und Ury. Geöffnet dienstags bis freitags von 10 bis 18 Uhr, sonnabends von 11 bis 14 Uhr.

Comics, Kino und die Helden

Das Salzburger Museum der Moderne widmet zwei modernen Ausdrucksmitteln eine Ausstellung

Von SILKE OSMAN

Oing, platsch, uiii!" Du meine Güte, was war da los im Kinderzimmer? Die unheimlichen Geräusche wollten einfach kein Ende nehmen. Eine halbe Stunde schon waren sie zu hören, dazu Gekicher und ab und zu auch ein „Seufz, Ächz, Stöhn". Schnell mal nachsehen, ob da nicht etwas geschah, was man als Mutter nicht billigen konnte. Aber nein, alles war in Ordnung. Die Kinder amüsierten sich nur mit einem der neumodischen Comic-Hefte, in dem die Figuren Sprechblasen hatten und die Geräusche so echt in Buchstaben umgesetzt waren, daß man sie geradezu hören konnte. Was für die Mutter vor 50 Jahren noch eine neue Erfahrung war, läßt die Mutter von heute nur schmunzeln. Sie muß ihren Alltag schließlich nicht nur mit ihren Kindern teilen, sondern auch mit so seltsamen Wesen wie „Sponge Bob", sprich Schwammkopf, oder Spiderman, dem Spinnenmann, der ohne weiteres Wände hochklettern und die größten Hindernisse überwinden kann.

Schon die alten Ägypter haben Comics, also Erzählungen in mehreren zeitlich aufeinander bezogenen Bildern, gekannt. Historiker nennen als Beispiel den Papyrus des Schreibers Hunefer, der etwa 1300 vor Christus lebte. Dort wird das sogenannte Wiegen des Herzens gezeigt und die Handlung in einer zeitlich gestaffelten Bildfolge vorgeführt. Die Griechen stellten eine Wunderheilung des Asklepios in Epidauros in dieser Weise dar, und auch die Römer beherrschten die Kunst der Bild-Erzählung.

Als Beispiel mag die berühmte Säule des Herrschers Trajan in Rom dienen, auf der in 155 Einzelszenen ein Feldzug gezeigt wird. Die Säule, die sich noch heute an ihrem ursprünglichen Ort befindet, ist 33 Meter hoch, das Relief 200 Meter lang. – Formate, von denen heutige Comiczeichner nur träumen dürften.

Selbst die Kirchenmaler bedienten sich der Bilderzählung und malten verschiedene Szenen einer Geschichte. Spruchbänder, die Vorgänger der Sprechblasen, erläuterten dann das Geschehen. Es wurde schließlich nicht nur gemalt – auch Bildhauer meißelten Geschichten in Stein, und selbst auf Teppichen wurden Handlungsabläufe festgehalten. Ein sehr frühes Beispiel ist der berühmte Teppich von Bayeux, der Ende des 11. Jahrhunderts entstand und die Geschichte der Schlacht bei Hastings erzählt.

Von Asklepios bis Schwammkopf

Wann das erste moderne Comic erschien, darüber gehen die Meinungen der Experten auseinander. Die einen nennen das Jahr 1827, als Rodolphe Töpffer für seinen Bildroman „Histoire de M. Vieuxbois" erstmals ein und dieselbe Person verwendete und jedes der 200 Bilder das Ergebnis des vorhergehenden war. Andere sehen in der Veröffentlichung von „The Yellow Kid" in der Zeitschrift „New York World" am 16. Februar 1896 seine Geburtsstunde.

Die Wirkung aller Bildergeschichten aber ist gleich: Sie produzieren eine Art Kino im Kopf. Der Leser fügt die einzelnen Bilder zu einem Film zusammen. Kein Wunder, denn die dramaturgischen Techniken wie etwa der Zoom, also das Heranziehen einer wichtigen Szene, ähneln sich. Immer mehr hat das Kino auch Gestalten und Geschichten aus dem Comic übernommen. Kassenschlager wie „Superman", „Batman" oder „Spiderman", aber auch „Barbarella" oder „Popeye" haben Jung und Alt in aller Welt erfreut.

Das Museum der Moderne in Salzburg hat nun diesen Helden eine eigene Ausstellung gewidmet. Neben zahlreichen Originalzeichnungen, Kinoplakaten und Szenenfotos werden auch Kostüme von „Barbarella" (geschaffen von dem italienischen Modeschöpfer Paco Rabane), von „Batman" oder „Spiderman" gezeigt. Als besonderes „Schmankerl" begeistert das Original-Schwert von „Conan der Barbar". Seufz!

Die Ausstellung „Kino & Comics. Comic-Helden im Film" ist im Museum der Moderne, Mönchsberg 32, 5020 Salzburg, dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, mittwochs bis 21 Uhr zu sehen. Eintritt 6 / 4 Euro, bis 2. März.



Popeye, der Seemann: Ein Filmplakat aus Italien (1981) wirbt für die Abenteuer des Helden mit den eisernen Armen („Braccio di Ferro")
Foto: King Features Syndicate-Paramount

Jetzt geht's der Plastiktüte an den Kragen

China macht wieder einmal mehr von sich Reden. Im Land der Olympischen Spiele, das gegen eine hohe Umweltverschmutzung kämpfen muß und jährlich etwa 200 Milliarden Dollar in diesen Kampf investiert, hat man sich besonnen und will zumindest der Plastiktütenplage Herr werden. Von Juni an soll es in chinesischen Läden keine Gratistüten mehr geben. Extradünne Modelle sind grundsätzlich verboten. Ein Verstoß wird mit einer Buße von bis zu 5000 Euro geahndet. Die Zahlen sind erschreckend: Allein in der südchinesischen Stadt Shenzhen gehen jährlich 1,75 Milliarden Plastiktüten an die Kunden.

Auch in Australien ist man mittlerweile auf den Dreh gekommen, den Gebrauch von Plastiktüten zumindest einzuschränken. Dabei hofft man auf die Einsicht der Einzelhändler, die jährlich vier Milliarden Tüten an ihre Kunden verteilen. In den USA geht es der Plastiktüte auch an den Kragen. In San Francisco und in Oakland hat man sie aus den Lebensmittelläden verbannt. Und in New York sollen große Geschäfte demnächst Recyclingbehälter aufstellen. In Deutschland hingegen sieht man kein Problem mit den Plastiktüten, so jedenfalls das Umweltministerium, schließlich habe man die Mülltrennung und Wiederverwertung. Außerdem müssen die meisten Tüten in den Lebensmittelläden bezahlt werden, das begrenzt den Verbrauch in gewissem Maß. „Jute statt Plastik" forderte man schon vor drei Jahrzehnten, ohne daß die Plastiktüte ganz aus dem Verkehr gezogen wurde. Schade eigentlich. *SiS*

Entwaffnender Kindermund

Kindermund tut Wahrheit kund. Das ist vor allem in der Öffentlichkeit nicht immer angenehm. „Ui, schau mal, die Frau hat ja einen Bart!" – solche oder ähnliche Aussprüche, lauthals durch den Bus gekräht, treiben Eltern schnell die Schamesröte ins Gesicht. Erziehungsberater Andreas Engel rät zur Gelassenheit: „Wenn Kinder über etwas staunen, geben sie diese Mitteilung ungefiltert an ihre Eltern weiter. Das ist ganz normal und kein Zeichen der Boshaftigkeit." Bis zum Grundschulalter befinden Kinder sich in einer Entwicklungsphase, in der sie die Regeln der sozialen Rücksicht noch nicht begreifen können. „Es ist ihnen nicht klar, daß sich jemand darüber ärgern könnte, wenn sie seine besonderen Äußerlichkeiten hervorheben", sagt Engel. Daher sei es auch nicht sinnvoll, die Kleinen für ihre Aussprüche zu kritisieren oder sogar auszuschimpfen. Schließlich seien sie sich keiner Schuld bewußt.

Auch dem Drang, das Kind zu einer Entschuldigung zu nötigen, sollte nicht nachgegeben werden. Dadurch würden die Kinder unnötig bloßgestellt. „Besser ist es, wenn die Mutter oder der Vater sich kurz bei der betreffenden Person für die unangenehme Situation entschuldigt", sagt der Diplom-Psychologe. Ein ehrliches „Es tut mir leid, wenn Sie das gerade geärgert hat – Kinder sind nun mal so" dürfte die Wogen etwas glätten. Zu Hause kann man die Situation dann noch einmal ansprechen und dem Kind erklären, weshalb die Person sich verletzt gefühlt hat. „Aber die Fähigkeit, sich in andere Leute hineinzuversetzen, eignen sich die meisten erst im Schulalter an", sagt Andreas Engel. *ddp*

Wo Casanova schon verkehrte

300 Jahre Kaffeehauskultur im ältesten Café Europas – Einst trafen sich dort Künstler, heute Touristen

Von ANGELIKA FISCHER

Darüber, wo es den besten Cappuccino von Venedig gibt, läßt sich streiten. Darüber, wo es den teuersten gibt, wohl kaum: Im Café Florian kostet das Heißgetränk auf der Terrasse 14 Euro, inklusive Orchesterzuschlag für die unermüdlich musizierende Kapelle, die einen Schmachtfetzen der Unterhaltungsklassik nach dem anderen zum besten gibt. Dafür sitzt man schließlich im weltberühmten Florian, dem ätesten existierenden Kaffeehaus Europas!

Seit fast 300 Jahren hat das Traditionscafé seinen Sitz unter den Arkaden des Markusplatzes. Der ursprünglich aus Äthiopien stammende Kaffee war über Arabien und Ägypten zunächst nach Konstantinopel gelangt, von wo er ab Mitte des 16. Jahrhunderts seinen Siegeszug durch das osmanische Reich antrat und um 1626 erstmals in Venedig auftauchte. Von dort verbreitete er sich dann über ganz Europa.

Das Café Florian nennt als Gründungsdatum den 29. Dezember 1720, als der Cafétier Floriano Francesconi mit Erlaubnis der Prokuratoren von San Marco direkt unter deren Verwaltungssitz seine Bottega del caff eröffnete und sie patriotisch Venezia trionfante taufte.

Der Name triumphierendes Venedig war allerdings schon damals kaum noch zeitgemäß – hatte Venedig doch den Höhepunkt seiner Macht bereits weit überschritten und seine Position als Zentrum des Welthandels zwischen Orient und Okzident längst eingebüßt. Das muß auch das Publikum gespürt haben: Man benutzte den pompös klingenden Namen kaum und traf sich stattdessen, in Anlehnung an den Namen des Besitzers, schlicht im Florian. Egal, wer in Venedig gerade die Macht und das Sagen hatte – ob Napoleon, der die Stadt 1797 besetzte und der Republik ein Ende machte, oder ab 1814 die Habsburger – im Florian verkehrten immer die italienischen Patrioten.

Es galt als Treffpunkt von Künstlern und Intellektuellen, die gegen jede Form der Fremdherrschaft agitierten. Der Einzug Napoleons war denn auch für Valentino Francesconi, den Neffen des Gründers, der das Café von seinem 1773 verstorbenen Onkel übernommen hatte, Anlaß genug, das nun endgültig von der Realität überholte Namensschild Venezia trionfante abzuschrauben ...

Als die Venezianer 1848 gegen die österreichische Fremdherrschaft aufbegehrten und eine knapp anderthalb Jahre währende unabhängige Republik proklamierten, war das Florian eines der Zentren des Widerstands, während das fast ebenso alte, direkt gegenüber am Markusplatz liegende Caff Quadri Treffpunkt des k.u.k. Offizierscorps war. Aus diesem Grunde wurde das Quadri auch nach dem Ende der Habsburger Herrschaft, als Venedig 1866 dem neuen Königreich Italien zufiel, von den patriotisch gesinnten Venezianern noch auf lange Zeit boykottiert.



Attraktion in Venedig: Das 300 Jahre alte Café Florian
Foto: Fischer

Bereits 1858 hatte die Gründerfamilie den Betrieb an drei Cafétiers verkauft, die das Lokal mit viel Aufwand und Liebe neu gestalteten. Die kleinen Säle im Inneren wurden an Decken und Wänden mit prächtigen Fresken ausgemalt, Stühle und Bänke mit rotem Samt bespannt, die Tische mit Marmorplatten gedeckt.

Damals bekam das Florian sein jetziges Gesicht, mit dem es sich dem Gast bis heute in nostalgischer Pracht präsentiert.

Zu weltweiter Berühmtheit gelangte das Kaffeehaus aber vor allem durch seine illustren Gäste: Als gebürtiger Venezianer startete Casanova hier einst seine Eroberungszüge, der Komödiendichter Carlo Goldoni machte es gar zum Handlungsort eines seiner Theaterstücke und verlieh der Hauptfigur die Züge des Padrone Floriano. Italienreisende wie Goethe und Lord Byron, Richard Wagner und Thomas Mann genossen hier ihren Kaffee und ließen sich vom Ambiente inspirieren.

Daß das Florian immer weit mehr war als nur ein simples Lokal, bezeugt der französische Schriftsteller und exzessive Kaffeekonsument Honoré de Balzac: „Das Florian ist zugleich eine Börse, ein Theaterfoyer, ein Leseraum, ein Club, ein Beichtstuhl ..."

Heute ist das berühmte Café allerdings in erster Linie eines: eine Touristenattraktion. Künstler und Intellektuelle sieht man hier ebenso wenig wie Einheimische, die sich – sei es der Touristen oder der Preise wegen – mittlerweile andere Treffpunkte auserkoren haben.

Für den Venedigbesucher indessen ist damals wie heute das Florian ein Muß: Nimmt man draußen Platz, befindet man sich, wie Napoleon Bonaparte es einst ausdrückte, im schönsten Salon der Welt.

Germanischer Brauthandel

Wie aus der Ehe ein Sakrament wurde / Das bleibt in der Familie (Folge 13)

Von Klaus J. Groth

Wenn zwei sich mögen und sich die Ehe versprechen, dann schenken sie sich einen Verlobungsring. Und wenn die zwei dann heiraten wollen, hängt das Standesamt das Aufgebot aus. Warum das eine und das andere getan wird, darüber macht sich kaum jemand Gedanken – es ist halt einfach so. Dabei geht die Sache mit dem Verlobungsring noch auf die alten Germanen zurück, und das Aufgebot wurde bereits im Mittelalter ausgehängt. Aus einstmals wichtigem Grund. Doch der geriet inzwischen in Vergessenheit oder wurde durch veränderte Bestimmungen aufgehoben. Denn den Wandel der Ehe hat es schon immer gegeben.

Auch wenn die alten Sagen gelegentlich etwas anderes erzählen, besonders rücksichtsvoll gingen die germanischen Kerle mit ihren Weibern nicht um. Nach germanischem Recht war die Ehe zwischen dem Brautvater und dem Interessenten an der Braut auszuhandeln. Verlief der Ehehandel zur Zufriedenheit beider Seiten, wurde zum Zeichen des erfolgreichen Abschlusses dem Brautvater ein Ring gewissermaßen als Pfand oder als Anzahlung überreicht. Nahm der Brautvater diesen Ring an, galt das als Verlobung. Mit der Restzahlung konnte sich der Freier bis zur Hochzeit Zeit lassen, sie war erst dann fällig. Als die Germanen das Erbe der Römer antraten, ließen sie allmählich von ihren eher barbarischen Ehegebräuchen ab und orientierten sich mehr an den verfeinerten Sitten der Römer. Allerdings nicht einfach von heute auf morgen, sie ließen sich damit durchaus Zeit. Doch je weiter die Christianisierung unter den Germanen vorankam, desto gründlicher wurden auch die Ehesitten geändert.

Und schließlich entsprach das Eherecht unter den ersten christlichen Kaisern im nördlichen Europa so ziemlich genau dem römischen Recht (in der vorausgegangenen Folge haben wir darüber berichtet). Das bedeutete: In erster Linie war die Ehe eine private Angelegenheit. Kirche und Staat ging sie nichts an.

Das allerdings sollte sich ändern. Bei den Römern gab es noch die von Kaiser Augustus eingeführte Pflicht zur Ehe. Kinderlosigkeit konnte bestraft werden. Mit der christlichen Lehre waren solche Bestimmungen nicht mehr vereinbar, denn sie stellte Jungfräulichkeit und sexuelle Enthaltsamkeit noch über die Ehe. Folglich wurden die Bestimmungen zur Ehe- und Kinderpflicht als erste geändert beziehungsweise vollkommen abgeschafft.



Hochzeit bei den Germanen: Den Ring bekam der Vater der Braut. Foto: pa

Zudem wurde dem Brauthandel zunehmend ein Ende gemacht. Der Verkauf der Braut vertrug sich weder mit römischen noch mit christlichen Vorstellungen. Danach konnte eine Ehe nur Bestand haben, wenn sie aus freiem Willen geschlossen wurde.

Der Einfluß der Kirche auf das private Leben wurde jedoch im Laufe der Zeit immer stärker, und damit nahm sich die Kirche auch mehr und mehr der Fragen des privaten Zusammenlebens an. Die Kirche sprach der Ehe zunehmend eine religiöse Bedeutung zu und erklärte sie schließlich zum Sakrament. Mit der Erhebung zum Sakrament war eine Trennung ausgeschlossen, „denn was Gott zusammengefügt hat, das darf der Mensch nicht trennen“. Eine einmal geschlossene Ehe war damit unauflöslich geworden. Scheiden konnte förderhin nur noch der Tod.

Die Entscheidung zur Ehe war folglich endgültig. Das wollte entsprechend gut überlegt sein. Nicht nur von den unmittelbar Beteiligten. Um leichtfertige Eheschließungen zu verhindern, setzte man die Hürden vor einer Hochzeit höher, ein „Irrtum“ sollte ausgeschlossen werden. Die mittelalterliche Gesellschaft kannte drei grundlegende Hindernisse, die den Bund fürs Leben kategorisch ausschlossen:

Die Blutsverwandtschaft. Danach durfte das Paar nicht miteinander verwandt sein. Diese Bestimmung wurde sehr weit ausgelegt. Noch bis zum sechsten oder siebten Grad galt das Eheverbot unter Blutsverwandten. Damit wurden Verbindungen unter Vettern und Basen bis zum dritten Grad ausgeschlossen. Die frühen Bestimmungen zur Blutsverwandtschaft waren demnach sehr viel rigoroser, als sie später ausgelegt wurden.

Die Verschwägerung. Nach mittelalterlicher Auffassung waren zwei Familien miteinander verwandt, wenn zwei Mitglieder aus ihnen verheiratetet waren. Das Paar war dann „ein Fleisch und ein Blut“ geworden und somit waren auch alle Angehörigen der verschwägerten Familien miteinander verwandt. Das schloß weitere Heiraten unter den Familien aus.

Die Geistliche Verwandtschaft. Als geistlich miteinander verwandt galten Paten und deren Patenkinder. Diese Verwandtschaft erstreckte sich auch auf die jeweiligen Familien. Auch unter ihnen war eine Heirat ausgeschlossen.

Obgleich ursprünglich keineswegs dafür ersonnen, entwickelten sich ausgerechnet die Ehehindernisse für manche gescheiterte Beziehung zum Notausgang. Da eine Scheidung ausgeschlossen war, die Kirche also einer Trennung niemals zustimmen würde, mußte für eine Scheidung ein zu spät erkanntes Ehehindernis gefunden werden. Nur in diesem Fall war die Kirche bereit, einer „Annullierung“ widerwillig ihren Segen zu erteilen. Um solche Irrtümer gar nicht erst entstehen zu lassen, sah die Kirche sehr genau hin, wer sich da mit wem verbinden wollte. Und sie sah noch sehr viel genauer hin, wenn ein zu spät erkanntes Ehehindernis reklamiert wurde. Konsequenz: Der Einfluß der Kirche auf die Ehe wurde immer größer, eine private Angelegenheit zwischen zwei Menschen war sie längst nicht mehr.

Um die Zahl der zu spät erkannten Ehehindernisse möglichst gering zu halten, wurde das Heiratsaufgebot ersonnen. Jedes Paar, das die Absicht hatte zu heiraten, mußte das mit einem Aufgebot bekanntgeben. Und zwar so frühzeitig, daß jedermann Einspruch erheben konnte, dem ein Hindernis für diese Ehe bekannt war.

Die rund um die Ehe erlassenen Bestimmungen und Regeln klangen nach Zweckmäßigkeit, nicht nach großer Liebe. Und so war es auch. Große Gefühle wie Romeo und Julia, die mögen zwar manches junge Paar bewegt haben, aber ehetauglich waren sie für die meisten nicht. Die Ehe war für die Menschen des Mittelalters eine eher praktische Angelegenheit, die helfen konnte, schlecht und recht durch das Leben zu kommen. Die großen Gefühle, sie waren für die Träume und die Dichter des Minnesanges.

Gefühle sind zeitlos. Träume auch. Nur die Formen des Ausdrucks ändern sich. Die Hochzeit ganz im Weiß mit dem Tausch der Ringe vor dem Altar, das ist nur scheinbar der ewige Traum aller Schwiegermütter (und vieler Bräute).

In den ersten christlichen Jahrhunderten aber träumten keine Schwiegermütter (und keine Bräute) vom Tausch der Ringe vor dem Altar. Da ging es bei der Eheschließung noch ganz gut ohne die Kirche. Die Hochzeitsglocken läuteten erst, nachdem der Einfluß der Kirche im 12. Jahrhundert auf die Institution Ehe beherrschend geworden war. Noch im 10. Jahrhundert spielte die Kirche bei der Eheschließung praktisch keine Rolle. Die kirchliche Trauungszeremonie entwickelte sich erst im 13. Jahrhundert.

Doch auch die zum Sakrament erklärte Ehe blieb weiterhin eine persönliche Übereinkunft zwischen zwei Menschen. Und so plagte manchen Priester auch kein schlechtes Gewissen, wenn er ein junges Paar heimlich traute, weil deren Eltern gegen die Verbindung waren. Denn es gab bekanntlich nur drei Ehehindernisse, die Eltern gehörten nicht dazu.

In der nächsten Folge lesen Sie: Was Luther und Napoleon für die Ehe taten – Familie als frühes Experimentierfeld – Wie viele Frauen erlaubt Gott?

Familienmenschen und andere

Maria Henrietta Oranien-Nassau, geborene Stuart; (* 4. November 1631 in London; † 24. Dezember 1660) war gerade erst zehn Jahre alt, als sie **Wilhelm II. von Oranien** (* 27. Mai 1626 in Den Haag; † 6. November 1650) heiratete. Kinderehen waren unter der europäischen Fürstenhäusern ein probates Mittel, um politische Ziele zu verfolgen, Bündnisse zu schließen, die eigene Macht zu sichern oder den Frieden zu wahren. Maria war die älteste Tochter von König Karl I. von England und Irland und dessen Frau, Henrietta Maria von Frankreich. Als erste führte sie den Titel Princess Royal. Entsprechend ehrgeizig waren die politischen Pläne, die der Vater mit der Zukunft seiner Tochter verband. Sein erster Plan war, sie mit einem Sohn Philipps IV. von Spanien verheiratеten. Als das scheiterte, wurde ihr Cousin, Kurfürst Karl I. Ludwig von der Pfalz als möglicher Ehekandidat ausersehen. Doch auch daraus wurde nichts. Schließlich wurde sie 1641 mit Wilhelm, dem Sohn und Erben des Statthalters Friedrich Heinrich von Oranien, verheiratet. Weil Braut und Bräutigam noch sehr jung waren (nach heutigem Verständnis Kinder), wurde die Ehe erst Jahre später vollzogen. Doch bereits ein Jahr nach der Trauung folgte Maria samt ihrer Mutter dem Ehemann in die Niederlande, wo sie ab 1644 als Schwiegertochter des Statthalters am öffentlichen Leben teilnahm. Wilhelm II. war nur drei Jahre im Amt. Er starb 1650 an den Pocken. Die Geburt seines Sohnes erlebte er nicht mehr. Er wurde später als Wilhelm III. König von England.

Marie Adelaide von Savoyen (* 6. Dezember 1685 in Turin; † 12. Februar 1712) war erst elf Jahre alt, als sie 1697 in Versailles mit dem 14jährigen Herzog von Burgund vermählt wurde. Die Hochzeit sollte ein Zeichen des Friedens zwischen dem Herzog von Savoyen und dem König von Frankreich setzen. Der Bräutigam, Ludwig von Frankreich, Herzog von Burgund, war Enkel des Königs. Wegen des jugendlichen Alters der Braut wurde auch diese Ehe vorerst nicht vollzogen. Das erste Kind wurde fünf Jahre nach der Eheschließung geboren, Ludwig, Herzog der Bretagne (1704–1705). Es folgten der gleichnamige Ludwig, Herzog der Bretagne (1707–1712) und Ludwig, Herzog von Anjou (1710–1774). Marie Adelaide von Burgund und ihr Mann starben ebenso wie ihr Sohn, der Herzog der Bretagne, im Jahr 1712 während einer Masern- oder Scharlachepedimie. Der einzige noch überlebend Sohn, Ludwig, Herzog von Anjou, wurde 1715 als Ludwig XV. zum König von Frankreich ernannt – allerdings unter der Regentschaft des Herzogs Philipp von Orleans. Die politische Führung des Landes überließ Ludwig XV. ab 1726 seinem früheren Erzieher, dem Kardinal Fleury.

Ludwig XV. (* 15. Februar 1710 in Versailles; † 10. Mai 1774) sei hier nochmals als Beispiel einer sehr frühen Ehe aus Staatsräson genannt. Ludwig war erst 15 Jahre alt, als er am 5. September 1725 die polnische Prinzessin Maria Leszczynska heiratete. Die Braut war acht Jahr älter als er, also 23 Jahre. Das dürfte einem 15jährigen schon ziemlich alt erschienen sein. Immerhin wurde diese Verbindung reichlich belohnt, der Bräutigam tauschte mit Österreich das Erbe der Braut gegen Lothringen. Auch in anderer Hinsicht war die Beziehung fruchtbar: Acht Kinder brachte Maria Leszczynska zur Welt. Nachdem das letzte, Louise Marie, 1737 geboren worden war, änderte Ludwig XV. seine Verhältnisse jedoch gründlich. Nach acht Jahren Ehe erklärte er Louise de Mailly offiziell zu seiner Mätresse. Pikanterweise waren die drei darauffolgenden Mätressen Schwestern der Louise des Mailly. Bleibende Berühmtheit erlangte allerdings eine andere Dame unter den zahllosen Geliebten des Königs. Ausgerechnet auf der Hochzeit des Dauphins Ludwig mit Maria Teresa von Spanien begegnete der König 1745 Madame d'Etioles, die er noch im gleichen Jahr als Marquise de Pompadour offiziell bei Hofe einführte. Der König stand auch noch unter ihrem Einfluß, als sie das Bett nicht mehr teilten. Kein Wunder, daß Ludwig XV. im Volk den Beinamen „der Vielgeliebte“ („le Bien-Aimé“) hatte.

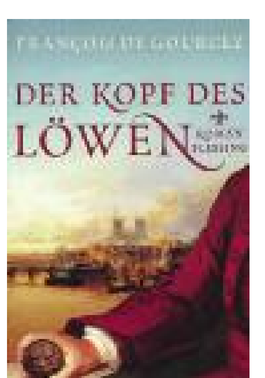
MELDUNGEN

Totale Überwachung

London – Kommt die totale Überwachung am Arbeitsplatz? Der Computerkonzern Microsoft entwickelt nach Informationen der Londoner Zeitung „The Times“ Programme, die es Unternehmen ermöglichen, nicht nur die Produktivität, sondern auch die körperliche und emotionale Verfassung von Mitarbeitern ständig zu kontrollieren. In den USA habe Microsoft einen Patentantrag für Computersysteme gestellt, die mittels drahtlos arbeitender Sensoren die Leistungsfähigkeit von Beschäftigten mißt. Automatisch überwacht werden sollen unter anderem Puls, Körpertemperatur, Blutdruck, Mimik und Gehirnimpulse. Das System, das auch das Alter, Gewicht und Gesundheitszustand eines Beschäftigten berücksichtigt, könnte nach Auffassung des Herstellers Frustration oder Streß erkennen und Abhilfe anbieten. Datenschützer und Gewerkschafter kritisieren diese Technologie, die eine neue Dimension der Überwachung von Menschen am Arbeitsplatz darstelle. Der britische Datenschutzexperte, Kronanwalt Hugh Tomlinson, sagte der „Times, das System stelle ernste Anfragen an das Eindringen in die Privatsphäre. Gewerkschafter befürchten, daß Angestellte aufgrund einer Computerauswertung ihrer physiologischen Verfassung ausgemustert werden könnten. Der „Times“ zufolge hat das US-Patentamt bestätigt, dass der Antrag im Dezember veröffentlicht wurde; 18 Monate vorher sei er eingereicht worden. Microsoft wollte, so die „Times“, zu dem konkreten Antrag keine Stellung nehmen. Man halte mehr als 7 000 Patente weltweit und sei stolz auf die Qualität der Innovationen. In christlichen Kreisen werden moderne Überwachungsmechanismen der Bürger bisweilen mit endzeitlichen Voraussagen über den Antichristen in Verbindung gebracht, wie sie etwa im biblischen Buch der Offenbarung enthalten sind. *idea*

Minister gegen Privatschulen

Potsdam – Für Schulen in privater Trägerschaft könnten im Bundesland Brandenburg harte Zeiten anbrechen. Bildungsminister Holger Rupprecht (SPD) möchte verhindern, daß Privatschulen in manchen Landstrichen ein Monopol bekommen. Zwar habe er nichts gegen die zahlreichen Gründungen von Privatschulen. „Ein Problem habe ich aber, wenn die Situation droht, daß Privatschulen im ländlichen Raum die Grundversorgung übernehmen“, sagte er der Zeitung „Berliner Morgenpost“. Das widerspräche dem Verfassungsauftrag, jedem Schüler in erreichbarer Nähe ein staatliches Angebot zu machen. „Darum lassen wir jetzt extern prüfen, ob dann an irgendeinem Punkt der Rechtsschutz für die freien Schulen aufhört“, erklärte der Minister. Wenn feststehe, daß es ein Überangebot an freien Schulen gebe, werde er keine weiteren Gründungen genehmigen. 6,6 Prozent der Schüler besuchen private Bildungseinrichtungen. Priatschulen sind in Brandenburg ebenso wie in den anderen östlichen Bundesländern auf dem Vormarsch. Im kommenden Schuljahr wird Brandenburg den Bundesdurchschnitt für Privatschulplätze voraussichtlich übertreffen. Im vergangenen Schuljahr besuchten von den 294 000 Schülern rund 19 300 (6,6 Prozent) eine Einrichtung privater Träger. Bundesweit waren es 7,3 Prozent. *idea*



Kampf den Pocken

Bunter Mittelalterroman

Eine kleine Zeitreise ins Mittelalter, wer hätte da kein Interesse? Auf eben so eine Zeitreise entführt Francois de Gourcez den Leser in seinem historischen Roman „Der Kopf des Löwen“.

Das Mittelalter ist bekannt als eine Epoche voller Unruhen. Kriege und Seuchen beutelten die Menschen. Wer als Bauer geboren wurde, hatte keine Möglichkeit, diese Gesellschaftsschicht zu verlassen und starb somit, nach einem Leben voller harter Arbeit und Entbehrungen, auch als solcher.

Doch war es nicht nur eine Zeit voller Grauen und Leiden, sondern auch eine Zeit des Aufbruchs und der Abenteuer. Neue Kontinente wurden entdeckt, Meere und Länder erforscht.

Der junge Qoelet, der zu Beginn des 18. Jahrhunderts in der Bretagne als Sohn eines Grafen aufwächst, widersetzt sich schon früh der Autorität seiner Eltern. Statt gemäß seines Vaters Wunsch sich als Soldat zu verdingen oder nach dem Willen der Mutter sein Leben als Geistlicher dem Herrgott zu weihen, bereist der wissensdurstige Bretone die Welt.

Auf der Suche nach einem Heilmittel gegen die Pocken zieht er von Frankreich aus mit einer Karawane ins sagenumwobene Morgenland. Selbst nachdem der junge Mann auf einer seiner gefährlichen Reisen sein rechtes Bein verliert, läßt ihn die Abenteuerlust nicht los.

Beseelt von dem Wunsch durch den Verkauf von Opium zu einem reichen Mann zu werden, macht er sich mit einigen Männern und seinem Schiff, der „Divine“, auf nach Indien und wird dort von den Männern eines Radscha gefangengenommen.

„Was habt Ihr im Hoheitsgebiet des ewigen Radscha von Gavalur zu suchen, Fremde?‘ Qoelet schmunzelte und beschränkte sich darauf, zu Füßen des Throns drei Gewehre, einen Kompaß, eine Karte sowie die Schatulle, gefüllt mit Goldmünzen, geprägt mit dem Antlitz des Königs von England, zu deponieren. Der Fürst betrachtete ihn mit einer gewissen Verachtung, konnte sich aber ein begehrliches Grinsen nicht verkneifen ... ‚Hast du nicht den Reichtum unseres Fürsten und die Macht seiner Armee gesehen? Was soll er anfangen mit ein wenig Gold und drei miserablen Gewehren?‘ ... Euer Hoheit mögen geruhen, das beste Opium aus seinen Bergen zusammentragen zu lassen, und ich komme mit hundertmal soviel Gold wieder‘, schloß Qoelet und verneigte sich.“

Noch viele Male wird der Bretone in brenzlige Situationen geraten und sein Glück auf die Probe stellen. Doch bleibt ihm dieses stets hold, bis er eines Tages in eine Auseinandersetzung zwischen Schotten und Engländern gerät.

„Dann tauchte Hauptmann Sanders auf, schlug sich mit der Reitpeitsche, die nie sein Hand verließ, auf den Schenkel. Voller Verachtung betrachtete er die Neuankömmlinge, dann wandte er sich an Qoelet: ‚... Ihr habt mich belogen. Durch Eure Schuld hat die Company zehn tüchtige Diener verloren, ermordet von diesem Gezücht von ...Verrätern. Sie werden an die Wand gestellt und Ihr dazu!‘ ... Die Schotten traten einen Schritt vor, ballten die Fäuste. Sanders schrie: ‚An die Waffen!‘ Dann feuerte er. Qoelet brach mit durchschossener Brust zusammen.“

Ein farbenprächtiges, manchmal etwas langatmiges, abenteuerliches Epos, das an Abwechslungsreichtum beim Leser keine Wünsche offen läßt. Für wen jedoch auch Gefühle und ein gewisser emotionaler Bezug zu einem Roman und dessen Protagonisten eine wichtige Rolle spielen, der sollte lieber zu einem anderen Buch greifen. *A. Ney*

***Francois de Gourcez: „Der Kopf des Löwen“**, Blessing Verlag, München 2007, 424 Seiten, 19,95 Euro*

Diekmann deckt auf

Chefredakteur der »Bild« prangert pointiert deutsche Mißstände an

Die meisten *PAZ*-Leser werden nach der Lektüre von „Der große Selbstbetrug – Wie wir um unsere Zukunft gebracht werden“ nach einer Zugabe verlangen. Wenn sie allerdings realisieren, wer der Autor dieses Buches ist, werden sie gleichzeitig enttäuscht reagieren, denn alles, was der Autor Kai Diekmann geißelt, wird von ihm in seiner Position als Chefredakteur der „Bild“ oft selber ausgelebt. Trotzdem ist sein Buch selbst ein Feuerwerk aus bissigen Demaskierungen deutscher Mißstände, pointierter Ironie und direkten Anklagen der Verantwortlichen.

Diekmann, der das Buch wohl schon im Sommer 2007 geschrieben haben muß, prangert hier die hohe Gewaltbereitschaft ausländischer Jugendlicher an, erregt sich zum Thema Rente und angeblicher Generationsgerechtigkeit und über die Folgen der 68er.

Knallhart rechnet er auch mit den deutschen Medien ab, die Anhänger des Islamismus verharmlosen. „Anfang 2004 wurde el Masri an der serbisch-mazedonischen Grenze aufgegriffen und vom US-Geheimdienst verhaftet. In der Tasche des Sozialhilfeempfängers befanden sich mehrere Tausend Euro. Als Grund für seine Reise gab el Masri Streitigkeiten mit seiner zweiten Ehefrau Aischa an. Er habe in Skopje ‚Dampf ablassen‘ wollen – wofür die mazedonische Hauptstadt aufgrund ihres durch Armut und Arbeitslosigkeit geprägten Flairs bekanntlich erste Adresse ist, nicht zuletzt wegen ihrer günstigen Lage für Menschen aus Neu-Ulm. Wer ist nach einem Streit mit der Ehefrau noch nie 1200 Kilometer gefahren, um ein Bier zu trinken und ein bißchen Spaß zu haben?“

Vor allem die Gutmenschen verstimmen den Chef von Deutschlands größter Boulevard-Zeitung. Ihnen widmet er gleich mehrere Kapitel in seinem Buch. Ihre Verherrlichung des DDR-Regimes bringt den Autor regelrecht auf die Palme.

Auch enerviert es ihn, daß man nur in Deutschland nicht stolz auf sein Land sein dürfe, weil einige linke Meinungsmacher den Deutschen aufgrund ihrer NS-Vergangenheit dieses Recht absprechen. Angeblich sei Deutschland aus Sicht linker Kreise besonders anfällig für Rechtsradikalismus und Ausländerfeindlichkeit. Hier werden einige markante Fälle wie Sebnitz und Ermyas M. angeführt und entlarvt. Und auch Versprechen linker Kreise bezüglich eines Grundgehaltes vom Staat deckt Diekmann als Lüge auf. „Es gibt keine ‚Staatsknete‘! Der Staat verteilt nur das Geld der Bürger.“

Auch greift er die Strategie linker Kuschelpädagogen an. Es bringe nichts, junge Menschen nur für ein gutes Selbstwertgefühl über den grünen Klee zu loben, wenn dies nicht der Realität entspreche. Außerdem würden Menschen, die etwas leisten, als Spießer diffamiert, was dazu führe, daß keiner mehr einen Grund hat, sich für die Gesellschaft einzubringen. Dies führe vor allem junge Ausländer in die Irre. „Indem wir junge Menschen mit Migrationshintergrund nicht zur Bildung zwingen, und zwar unabhängig vom Willen ihrer häufig wissensfeindlichen Eltern, produzieren wir ein Heer von Verlierern.“ Dies wiederum bewirke in diesen Kreisen eine besonders hohe Gewaltbereitschaft, denn Verlierer hätten bekanntlich nichts mehr zu verlieren.

In Sachen globale Klimaerwärmung hinterfragt der Autor die Argumente von Umweltschützern und knüpft sich danach die selbsternannten „Alternativen“ vor. „Niemand ist in seinen Konzepten so quälend alternativlos wie die ‚Alternativen‘.“ Hier legt Diekmann die Logik von Freunden der Solarenergie offen. „Mit jährlich rund einer Milliarde Euro gefördert, macht Photovoltaik gerade 0,3 Prozent des Energiemixes aus. Vermutlich wäre es effizienter, Arbeitslose dafür zu bezahlen, auf Ergometern für den deutschen Energiehaushalt zu strampeln.“ *Bel*

***Kai Diekmann: „Der große Selbstbetrug – Wie wir um unsere Zukunft gebracht werden“**, Piper, München 2007, geb., 253 Seiten, 16,90 Euro*



Vordenkerin ohne Patentrezept

Simone de Beauvoir: Ihr Wirken und Leben

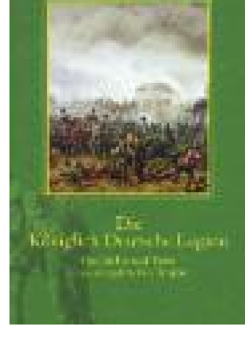
Anläßlich des 100. Geburtstags von Simone de Beauvoir am 9. Januar ist die deutsche Rezeptionsliteratur zu Leben und Werk der französischen Schriftstellerin wiederum um eine Reihe von Bänden bereichert worden, darunter die Studie „Simone de Beauvoir und das andere Geschlecht“ von Hans-Martin Schönherr-Mann. Der Autor, Professor für Politische Philosophie am Geschwister-Scholl-Institut der Universität München, interessiert sich für die Vordenkerin der Frauenemanzipation im Hinblick auf die Aktualität ihrer Standpunkte, mithin für deren Gegenwartstauglichkeit. Mit ihrem philosophischen Essay „Le deuxième sexe“ (1949, dt. 1951 „Das andere Geschlecht“) hatte de Beauvoir, die bereits als Romanautorin hervorgetreten war, der westlichen Nachkriegsgesellschaft die erste komplexe Analyse der Lage der Frau präsentiert und die Befreiung der Frau von Zwang und Klischees gefordert.

Eine jetzt erschienene Anthologie der ersten Rezensionen des Werks zeugt von dem Skandal, den „Das andere Geschlecht“ seinerzeit provozierte. De Beauvoirs Fragestellungen: Was ist eine Frau? und: Warum ist die Frau immer „die Andere“ in den patriarchalisch geprägten Kulturen? führten für sie zur Schlußfolgerung, daß Frauen in der Männergesellschaft erst zu einem „anderen Geschlecht“ gemacht werden; daher der Kernsatz: „Man wird nicht als Frau geboren, man wird erst dazu.“ Dabei stellte ihre Definition der Ehe als Falle seinerzeit den schwersten Tabubruch dar. Auf dem Existenzialismus, dem „geistigen Wegbereiter des Feminismus“ (Schönherr-Mann), begründen sich ihre Vorstellungen von einem selbstbestimmten Leben von Frau und Mann. Auf einer Seelenverwandtschaft mit dem Schöpfer des Existentialismus, Jean Paul Sartre, beruhte die jahrzehntelange, symbiotische Freundschaft.

De Beauvoirs Hauptwerk avancierte zum Schlüsselwerk des modernen Feminismus, sie selbst stieß jedoch erst in den 1970er Jahren zur Frauenbewegung. Zwischenzeitlich hatte sie sich dem kommunistischen Weltbild angenähert, das die Freiheit des Individuums anders definiert. Schönherr-Mann glaubt, daß „Das andere Geschlecht“ sich „mit den ethischen Diskursen am Ende des 20. Jahrhunderts messen lassen“ könne, obwohl das Buch zwangsläufig nicht mehr auf der Höhe der Zeit ist. Heute, nach fast 60 Jahren, hat die Emanzipation der Frau stattgefunden und die westliche Welt steht ganz anderen Herausforderungen gegenüber. Eine davon ist offenbar eine direkte Folge der Emanzipation – stetig sinkende Geburtenraten und dementsprechend die allseits beklagte alternde Gesellschaft.

Auf diese Phänomene bezieht sich der Autor, wenn er seine Kardinalfrage nach der Selbstverwirklichung der Frau behandelt. Ausgehend von den Standpunkten, die Simone de Beauvoir seinerzeit vertrat, entwickelt Schönherr-Mann eine Art von Disput über die Frauenfrage zwischen den unterschiedlichen Gesellschaftsphilosophien aus Geschichte und Gegenwart, indem er eine „Diskussion“ zwischen den Progressiven, also den Vordenkern ihrer jeweiligen Epoche, und den sogenannten Traditionalisten moderiert; Letztere hatten sich in jüngerer Zeit wieder mit mehreren Veröffentlichungen auf dem Büchermarkt zu Wort gemeldet. Publikumswirksam zitiert er die Einlassungen zweier bekannter Journalisten überproportional häufig. Nachdem der Leser solchermaßen mit einem Kaleidoskop von Anschauungen konfrontiert worden ist, stößt er überraschenderweise erst im Schlußkapitel auf die Frage: Was heißt Selbstverwirklichung? Simone de Beauvoir definierte Glück als die Freiheit des Menschen zur eigenen Entscheidung, eine Freiheit, die das Individuum zwar mit erhöhter Verantwortung belastet, ihm dafür aber gestattet, sich über herrschende Moralvorstellungen hinwegzusetzen. Dieses Ideal entlarvt Schönherr-Mann bis zu einem gewissen Grad, indem er etwa auf Verwerfungen in ihrer offenen Beziehung zu Sartre hinweist. Patentantworten hält auch dieses Buch nicht bereit, dafür jedoch einen Fundus an Informationen. Überdies ist es ein Anlaß, sich erneut mit der Originallektüre zu befassen. *Dagmar Jestrzemski*

***Hans-Martin Schönherr-Mann: „Simone de Beauvoir und das andere Geschlecht“**, dtv, München 2007, broschiert, 219 Seiten, 14,50 Euro*



Sie stemmten sich gegen Napoleon

Die Geschichte der übernationalen Truppen der Königlich Deutschen Legion

Gegenstand des Buches „Die Königlich Deutsche Legion – Geschichte und Taten einer kampfstarken Truppe“ ist die Darstellung der Königlich Deutschen Legion, deren Entstehen vor dem historischen Hintergrund der Napoleonischen Befreiungskriege zu suchen ist.

Der eigentliche spiritus rector der Aufstellung des militärischen Kampfverbands ist das um das politische Gleichgewicht in Europa besorgte Großbritannien gewesen. Noch vor der vernichtenden Niederlage Preußens gegen die Truppen Napoleons in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt im Herbst 1806 deutete sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Vormachtstellung Frankreichs in Zentraleuropa an. Nach Napoleons Krönung zum Kaiser der Franzosen im Jahr 1804 war England die einzig in Europa verbliebene politische Großmacht, die sich dessen Weltherrschaftsplänen in den Weg stellte.

Die Anfänge der Legion reichen zurück bis ins Jahr 1803, wo sie unter der Bezeichnung King's German Regiment firmierte. Die Anwerbung zum Korps bezog sich nicht nur auf das mit England verbündete Kurfürstentum Hannover, ja nicht einmal ausschließlich auf Deutsche, sondern auf Angehörige nahezu aller Nationen, die in Opposition zu Napoleons hegemonialer Stellung in Europa zu Beginn des 19. Jahrhunderts standen (Österreich, Rußland, Schweden). In dieser Hinsicht ist die Bezeichnung Königlich Deutsche Legion nicht korrekt, da es sich bei diesem Truppenverband modern gesprochen um eine multinationale Eingreiftruppe handelte.

In der Anfangsphase sind übrigens keine Preußen in der Legion zu finden, da Preußen im Jahre 1803 noch eine abwartende Haltung gegenüber dem aufstrebenden Frankreich unter Führung Napoleons einnahm.

Der Leser erhält detailreiche Informationen über die taktische Gliederung des militärischen Kampfverbandes, von den zahllosen Einsätzen des 18 000 Mann zählenden Korps in der Zeit von 1805 / 1806 bis 1814 in nahezu allen Teilen Europas.

Kampfschauplätze waren: Irland (1806), Schwedisch-Pommern und Dänemark (1807), Gotenburg und Portugal (1808), Nördliches Spanien (1808 / 1809), Mittelmeer und Sizilien (1809 / 1811), Spanien (1811 / 1812), Norddeutschland (1813 / 1814), Nordfrankreich (1815).

Militärhistorisch dürfte von Interesse sein, daß die Legion nicht im Verbund mit Rußland auf dessen Territorium gegen Napoleons fatalen Rußlandfeldzug des Jahres 1812 zum Einsatz kam.

Eine Neuorganisation der hannoverschen Armee erfolgte im Jahre 1814, nachdem Ende 1813 Napoleon alle rechtsrheinischen Besitzungen geräumt hatte. Das Armeekorps trat nun vom britischen Sold in hannoverschen Sold über und kam von britischem unter hannoversches Kommando.

Nach Napoleons überraschender Rückkehr aus dem Exil im März 1815 gelang den vereinigten Heeren der Briten und Preußen unter Wellington und Blücher bei Belle-Alliance / Waterloo der alles entscheidende militärische Schlag gegen den Korsen.

Die an der Schlacht beteiligte Legion verlor fast ein Viertel ihrer Gefechtsstärke. In der Summe hatte die Legion während der Befreiung Europas vom napoleonischen Joch an 70 Schlachten, Gefechten und Scharmützeln und an zirka 20 Belagerungen teilgenommen.

Ende des Jahres 1815 erfolgte die Auflösung der Legion, sie hatte ihren Daseinszweck erfüllt.

Die Dokumentation der gerade für Preußens Unabhängigkeit so entscheidenden Epoche in den beiden ersten Dekaden des 19. Jahrhunderts ist auch für den militärischen Laien nachvollziehbar und übersichtlich gegliedert.

Formal besonders erwähnenswert sind die großzügig gegliederten Satzabschnitte, die ein zügiges Lesen gewährleisten.

Bei den durchweg in schwarz-weiß gehaltenen Abbildungen der Karten, Feldherren und militärischen Ereignisse mit Ausnahme des Einbands hätte der eine oder andere Farbtupfer auch vor dem Hintergrund des Preises dem Buch gut zu Gesicht gestanden. *Jochen Lückoff*

***„Die Königlich Deutsche Legion – Geschichte und Taten einer kampfstarken Truppe“**, Melchior Verlag, Wolfenbüttel 2007, geb., 161 Seiten, 19,95 Euro*

Ralf Meindl
Ostpreußens Gauleiter
Erich Koch – eine politische Biographie

Der Autor legt die erste Biographie des ostpreußischen Gauleiters vor. Er beschreibt nicht nur die Entwicklung eines protestantisch geprägten Arbeitersohns zum Politiker und Massenmörder, sondern auch die Einbindung der Person Erich Kochs in die Machtstrukturen des Nationalsozialismus. Koch wird als prototypischer Gauleiter dargestellt, dem es aufgrund seines politischen Geschicks und seiner Fähigkeit, die historischen Gegebenheiten virtuos zum eigenen Vorteil auszunutzen, gelang, eine weitaus mächtigere Stellung im „Dritten Reich“ zu erreichen als die meisten seiner Kollegen. An seiner Person wird der Einfluss der zweiten Funktionärsebene hinter Hitler, Himmler und Göring auf die Entwicklung des Nationalsozialismus deutlich. Zugleich wird die Geschichte Ostpreußens und der deutschen Besatzungspolitik im Osten aus einer bisher kaum beachteten Perspektive geschildert.

NEU

Kart., 575 Seiten mit Abb.
Best.-Nr.: 6492, € 35,00

Arno Surminski
Das alte Ostpreußen





Es geschieht nicht alle Tage, dass verloren geglaubte Bilder plötzlich auftauchen und eine vergangene Welt mit ihren Denkmälern, Städten, Kirchen, Landschaften und Kulturdenkmäler abzubilden, sondern auch spielende Kinder und Menschen bei ihrer Alltagsarbeit oder ihren Festen festhielten, entstand ein lebendiges Kaleidoskop jener Zeit. Die schönsten der über 600 Fotos sind in diesem Band vereinigt. Der in Ostpreußen geborene Schriftsteller Arno Surminski hat dazu erklärende und verbindende Texte geschrieben. Menschen zeigen. Dieses „Wunder“ ist der früheren Provinz Ostpreußen widerfahren. In den Archiven in Warschau und Allenstein fand man Fotos, die im Auftrag des Königsberger Denkmalamtes Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts angefertigt wurden. Da die Fotografen sich nicht streng an den Auftrag hielten,

Geb., 360 Seiten
mit 306 Abb.,
Format 22,5 x 28 cm
Best.-Nr.: 6430, € 19,95

Sonder-Angebot!

*Mängelexemplare

nur € 2,95*

Herbert Finck
Geopferte Jugendjahre
Als Kriegsgefangener in Italien, Nordafrika, den USA und England
Geb., 172 Seiten
Best.-Nr. 5716, Statt € 9,00,
Nur noch € 2,95, Ersparnis 87 %

nur € 2,95*

Waltraud Hansen
Die Erde liegt unter den Füßen der Mutter
Lebensbericht einer Mutter von 13 Kindern
Kart., 142 Seiten
Best.-Nr.: 5680, Statt € 8,40,
Nur noch € 2,95, Ersparnis 64 %

nur € 2,95

Fried von Bartocki / Klaus von der Groeben
Adolf von Bartocki
Das Lebensbild des ostpreuß. Oberpräsidenten, Kart., 201 Seiten
Best.-Nr.: 5892, Nur noch € 2,95

Sachsens Glanz und Preußens Gloria
Preußische und sächsische Märsche

Präsentiermarsch • Marsch (1756) • Präsentiermarsch der Schwarzen Brigade • Der Hohenfriedberger • Marsch des Alten Dessauers • Der Torgauer Parademarsch • Der Kesselsdorfer • Parademarsch Nr. 1 • Der Pappenheimer • Kürassiermarsch „Großer Kurfürst“ • Parademarsch der 18er Husaren (Der Großenhainer) • Marsch aus Petersburg • Fridericus-Rex-Grenadiermarsch • Preußens Gloria • Graf-Pückler-Wöllwarth-Marsch • Frohsinn-Marsch • Glück auf ! • Untern Linden • Berliner Luft u.a. LUFTWAFFENMUSIKKORPS 4 BERLIN
Leitung: Oberstleutnant Bernd Zivny
Best.-Nr.: 6447, € 12,95

CD

100 Deutsche Volkslieder, 3-CD-Box



3 CDs

CD 1: Wohlauf, die Luft geht frisch und rein • All mein Gedanken, die ich hab • Mein Mädel hat einen Rosenmund • Kein Feuer, keine Kohle • Jetzt fängt das schöne Frühjahr an • Es, es, es und es • Ein Jäger aus Kurpfalz • Es blies ein Jäger wohl in sein Horn • u.a.
CD 2: Tanz mir nicht mit meiner Jungfer Käthen • Heißa Kathreinerle • Hopsa, Schwabenliesel • Wenn alle Brünnlein fließen • Das Lieben bringt groß Freud • Ännchen von Tharau • Im schönsten Wiesengrunde • Wahre Freundschaft • Loreley • Und in dem Schneegebirge • u.a.
CD 3: O Täler weit o Höhen • Kein schöner Land in dieser Zeit • Am Brunnen vor dem Tore • An der Saale hellem Strande • Ach, wie ist's möglich dann • Du, du liegst mir am Herzen • Der König von Thule • Es waren zwei Königskinder • Heidenröslein • Freut euch des Lebens • Der Winter ist vergangen • Auf, auf zum fröhlichen Jagen • u.a.
Rundfunk-Jugendchor Wernigerode, Mädchenchor Wernigerode, Studiochor Berlin
Best.-Nr.: 6452, € 24,95

Heinz Magenheimer
Kriegsziele und Strategien der großen Mächte 1939 bis 1945

In diesem neuen Werk stellt der renommierte österreichische Militärhistoriker Dr. Heinz Magenheimer die Kriegsziele und Strategien der am Zweiten Weltkrieg beteiligten großen Mächte Deutschland, Großbritannien, USA, Sowjetunion und Japan in globalen Zusammenhängen dar. Er schildert den militärisch-operativen Kriegsverlauf und stellt die Wechselwirkungen zwischen den oft strittigen politischen und strategischen Zielen der Kriegsparteien und dem Verlauf des Kriegs in Europa und in Fernost dar.
Es zeigt sich, dass es keinen „Masterplan“ gab und der Kriegsverlauf keineswegs vorgezeichnet war. Möglichkeiten zur Beendigung des Krieges blieben mehrfach ungenutzt. Die deutsche Strategie war mehr von Reaktion, Widersprüchen und Aushilfen denn von langfristiger Zielverfolgung gekennzeichnet.
Eine Darstellung der auch für die Westalliierten so nicht erwarteten Kriegsergebnisse und der daraus resultierenden Entwicklung der Mächtekonstellationen schließt dieses außergewöhnliche Werk ab.

Super-Sonderangebot

Die letzten Exemplare

Geb., 232 Seiten
Best.-Nr.: 6053, statt € 27,00
nur noch € 12,95



nur € 12,95

Michael A. Hartenstein
Die Geschichte der Oder-Neiße-Linie
„Westverschiebung“ und „Umsiedlung“ – Kriegsziele der Alliierten oder Postulat polnischer Politik?
Best.-Nr.: 5996, € 24,90

Lore Hauser
Einsame Flucht



Neu

Ein Mädchen in den Kriegswirren 1939-1945
In Insterburg, Ostpreußen, geboren, verbringt Lore die ersten 14 Jahre ihres Lebens bei ihren Großeltern. Es ist eine glückliche Kindheit. 1938 wird sie von ihrer Mutter nach Berlin geholt, absolviert dort ihr Pflichtjahr und besucht ein Jahr später die Handelsschule. Eine plötzlich ausgebrochene Krankheit läßt ihren Wunsch, Kinderkrankenschwester zu werden, wie eine Seifenblase zerplatzen. Die Kriegsjahre 1939 - 1943 erlebt die junge Frau noch in Berlin, wird aber schon bald nach Wien geschickt, wo sie fern der Heimat eine Stelle als Kinderpflegerin in einer Familie antritt. Als der Krieg auch hier ausbricht, flüchtet Lore zusammen mit Ihrer „neuen“ Familie aus der Stadt, und es beginnt ein Wettlauf gegen die Zeit fort von den zerstörerischen Mächten des herannahenden Krieges.
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 6507, € 9,95

Ingeborg Schalek
Weg ins Ungewisse
- Mit meinen Kindern durch die Hölle des Zweiten Weltkriegs

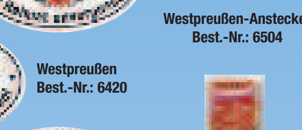


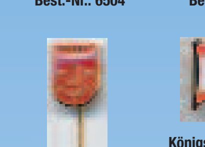


NEU

Tragische Fluchtgeschichte einer Mutter mit ihren zwei Kindern
Barbara Lehmann wird 1908 in dem kleinen Ort Rudolfsgnad im heutigen Serbien als Kind deutscher Siedler geboren. Der frühe Tod ihrer Mutter und ihrer Großeltern beendet jäh ihre behütete Kindheit.
Die aus wirtschaftlichen Gründen arrangierte Ehe mit ihrem Mann Toni und der plötzliche Tod ihrer geliebten Schwester Anna sind nur zwei der vielen Schicksalsschläge, die Barbara im Verlauf ihres Lebens zu ertragen hat. Als gegen Ende des Zweiten Weltkriegs die Russen ihr Dorf bedrohen, flieht Barbara mit ihren beiden Töchtern über Ungarn und Österreich in die Tschechoslowakei, wo sie für kurze Zeit eine Unterkunft findet.
Nach Kriegsende muss die Mutter mit ihren Kindern auf Befehl der Amerikaner wieder zurück nach Österreich. Dort angekommen, ereilt sie die Nachricht vom Tod ihres Mannes, und nur sehr langsam gelingt es der kleinen Familie daraufhin, ein neues Leben in der Fremde zu beginnen.
Geb., 240 Seiten
Best.-Nr.: 6508, € 9,95











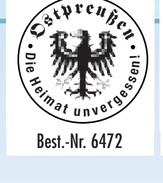
Ostpreußen Provinz- Wappen Best.-Nr: 6418
Ostpreußen-Elchschaufel Best.-Nr.: 6419
Ostpreußen-Provinz-Anstecker Best.-Nr.: 5889
Ostpreußen-Elchschaufel-Anstecker Best.-Nr.: 6055
Königsberg Best.-Nr.: 6416
Westpreußen-Anstecker Best.-Nr.: 6504
Preußen-Anstecker Best.-Nr.: 6057
Westpreußen Best.-Nr.: 6420
Schlesien Best.-Nr.: 6417
Königsberg-Anstecker Best.-Nr.: 6056
Memel- Anstecker Motiv: Stadtwappen Memel an Nadel, Best.-Nr.: 6364

Format: 14,5 x 9,5 cm zum Einführungspreis statt € 2,45 je Aufkleber nur € 1,99

Je Anstecker nur € 2,95













Best.-Nr. 6349 · Best.-Nr. 6347 · Best.-Nr. 6348 · Best.-Nr. 6216 · Best.-Nr. 6472 · Best.-Nr. 6473

Rundstempel
Durchmesser 30 mm
je Stück € 12,95

Dirk Maxeiner
Hurra, wir retten die Welt!
Wie Politik und Medien mit der Klimaforschung umspringen

NEU

Immer schriller warnen die Schlagzeilen und Meldungen vor einer unmittelbar bevorstehenden Klimakatastrophe. Schreckensmeldungen, vereinfachte Schuldzuweisungen und emotionale Aufladung prägen die Berichterstattung, und Politiker aller Parteien ergreifen die Chance, sich als Schutztruppe für das Weltklima in Szene zu setzen und dem Bürger Opfer abzuverlangen. Wie immer, wenn es um die Rettung der Menschheit geht, wird weder Verzug noch Widerspruch geduldet. Es gibt Wörter, die man nicht benutzen, Wahrheiten, die man nicht aussprechen, und Fragen, die man nicht stellen sollte. Niemand traut sich mehr zu widersprechen. Angst ist ein gutes Herrschaftsinstrument, doch ein schlechter Ratgeber.
Geb., 220 Seiten
Best.-Nr.: 6506, € 19,90



CD

Deutschlandfunk
Der Weite Weg zurück nach Balga
Spurensuche im russischen Ostpreußen
1 Audio-CD,
Laufzeit: 54 Minuten
Best.-Nr.: 6336, € 9,95

Armin Fuhrer
Die Todesfahrt der „Gustloff“
Porträts von Überlebenden der größten Schiffskatastrophe aller Zeiten
30. Januar 1945. Seit Stunden verfolgt das sowjetische U-Boot S13 unbemerkt den Ozeanriesen Wilhelm Gustloff auf der Fahrt von Gotenhafen nach Westen. An Bord des ehemaligen Traumschiffs sind rund 10 500 Menschen, davon mehr als 9000 Flüchtlinge. Sie fliehen über die Ostsee vor der Roten Armee, die wie eine riesige Feuerwalze den letzten Widerstand der Wehrmacht bricht. Um kurz nach 21 Uhr schlägt S13 zu: Drei Torpedos treffen die Wilhelm Gustloff, die binnen einer Stunde sinkt. 9300 Menschen, vorwiegend Frauen und Kinder, finden bei der größten Schiffskatastrophe aller Zeiten in der eisigen Ostsee den Tod. Nur rund 1200 überleben. Zehn von ihnen werden in diesem Buch porträtiert. Wo kamen sie her? Wie erlebten sie den Krieg? Wie überlebten sie den Untergang? Wie verarbeiteten sie später das Erlebte?
Mit diesem Buch liefert der Autor ein eindrucksvolles und erschütterndes Zeitdokument über eine Tragödie, die nach dem Krieg für lange Zeit zur historischen Marginalie wurde.
Kart., 288 Seiten, zahlreiche s/w-Abbildungen
Best.-Nr.: 6481, € 19,90

Heinz Schön
Die letzte Fahrt der Wilhelm Gustloff

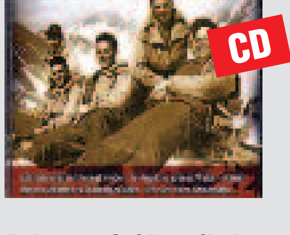




Am Abend des 30. Januar 1945 versenkte ein sowjetisches U-Boot durch drei Torpedotreffer die mit Flüchtlingen und zahlreichen Verwundeten überladene WILHELM GUSTLOFF. Tausende von Menschen versanken mit dem ehemaligen KdF-Schiff in der eisigen Ostsee. Die wahre Dimension dieser furchtbaren Tragödie blieb jedoch über lange Jahre ungewiss - Heinz Schön ging in seinem 1982 erstmals erschienenen Tatsachenbericht „Die GUSTLOFF-Katastrophe“ noch von 5000 bis 6000 Opfern aus. Heute kann er beweisen, dass damals über 9000 Menschen den Tod fanden.
In seinem neuen Buch „Die letzte Fahrt der Wilhelm Gustloff“ geht der Autor neben dem Tatsachenbericht auch auf den Zweiteiler im ZDF ein. Heinz Schön wurde als Fachberater zum Film hinzugezogen und hat daher exklusives Bildmaterial für sein Buch gesammelt.
Aus dem Inhalt:
Vorwort * Das Urlaubsschiff * Das Lazarettschiff * Das Soldatenschiff * Das Flüchtlingsschiff * Der Untergang * Die Rettungsaktion * Das Wrack * Der U-Boot-Held * Die Überlebenden * Der Film * Nachwort * Anhang
Geb., 288 Seiten, 390 Fotos,
Format: 215x247 mm
Preis: € 24,90

CD

Bekannte Soldatenlieder
15 Titel, Inhalt: Wenn wir marschieren, Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, Ein Heller und ein Batzen, Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein, Ich schieß den Hirsch, Oh du schöner Westerwald, Lore, Lore, u.a.
Gesamtspielzeit: 37 Min
Best.-Nr.: 5753, € 9,95



CD

Bekannte Soldatenlieder
– Folge 2 –
12 Titel, Inhalt: Kehr' ich einst zur Heimat wieder, Wir lagen vor Madagaskar, Ich hatt' einen Kameraden, Der mächtigste König im Luftrevier, u.a.
Gesamtspielzeit: 35 Min
Best.-Nr.: 5754, € 9,95



CD

Bekannte Soldatenlieder
– Folge 3 –
20 Soldatenlieder: Ruck-Zuck!, Die ganze Kompanie, Es ist so schön Soldat zu sein, Rosemarie, Der Gott, der Eisen wachsen liess, Ich hab mich ergeben, u.a.
Laufzeit: 49 Min
Best.-Nr.: 6078, € 9,95

Achtung! Neue Adresse Achtung!

PMD Preußischer Mediendienst 04/08
Mendelssohnstraße 12 · 04109 Leipzig · Tel. (03 41) 6 04 97 11
Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

Erhebung der ostpreußischen Landstände

Während Preußens König noch zu Napoleon hielt, wurde in Königsberg bereits der Widerstand organisiert

Von MANUEL RUOFF

So negativ der preußische König Friedrich Wilhelm III. auf die am 30. Dezember 1812 von Yorck von Wartenburg mit den Russen abgeschlossene Konvention von Tauroggen reagierte, mit der dieser Ostpreußen den Truppen des Zaren Alexander I. geöffnet hatte, so positiv fiel die Reaktion der ostpreußischen Landstände aus.

Vom 5. bis 9. Februar 1813 kamen die Deputierten der ostpreußischen Stände in Königsberg zusammen. Die Leitung der 64köpfigen Versammlung übernahm der Geheime Justizrat Brandt in Vertretung des erkrankten Landhofmeisters, des Präsidenten der ostpreußischen Regierung. Warum die 64 Männer zusammenkamen, geht aus einem Schreiben des vom Zaren eingesetzten Bevollmächtigten für die Zivil- und Militärverwaltung in Ostpreußen, Reichsfreiherr vom und zum Stein, an Brandt vom 4. Februar 1813 hervor:

„Ew. Hochwohlgeboren als dem Stellvertreter des Herrn Landhofmeister v. Auerswald Exzellenz bei der morgenden Konferenz der ständischen Versammlung, wird es aus meinem Schreiben an den Herrn Landhofmeister über diesen Gegenstand bekannt sein, daß ich diese Versammlung veranlaßt habe, um der Deliberation der Herren Stände die Auswahl der Mittel zur allgemeinen Vertheidigung des Vaterlandes anheim zu geben.

Ich ersuche Ew. Hochwohlgeboren, dieses den versammelten Herren Ständen mizuteilen, deren Anerbieten und Vorschläge verfassungsmäßig zu leiten und solche denen geordneten Behörden vorzulegen.“

Bereits am Tage seiner Ankunft in Königsberg, am 22. Januar 1813, hatte Stein den Landhofmeister gebeten, den ostpreußischen Landtag aus dem genannten Grunde für den 5. Februar zusammenzurufen. Daß die Deputierten am 5. Februar zusammenkamen, aber nicht als Landtag, sondern als Landesversammlung ist kennzeichnend für das schwierige Verhältnis Steins zu Ostpreußens Offiziellen. Einerseits waren alle Preußen, und alle wollten Preußens Befreiung. Andererseits hatten Stein und Ostpreußens Offizielle ein Problem miteinander. Wie viele große Geister war Stein herrisch und ungeduldig gegenüber seinem mittelmäßigen Umfeld. Andererseits hatten Ostpreußens Offizielle eine geradezu panische Angst davor, den Eindruck zu erwecken, sie würden statt des preußischen Königs nun den russischen Zaren, dessen Truppen neben Yorcks nun in der Provinz standen, als neuen Landesherren anerkennen und von ihm Weisungen entgegennehmen. Das bekam vor allem Stein als Bevollmächtigter des Zaren zu spüren. Da nützte es ihm wenig, daß er wie die Ostpreußen Deutscher war und wenige Jahre zuvor Preußens Regierungschef gewesen war. So wurden die Deputierten denn auch nicht als Landtag zusammengerufen, denn das galt als ein Vorrecht des Landesherrn, also König Friedrich Wilhelms, sondern nur als Landesversammlung. Rücksichtsvoll verließ Stein noch während der Versammlung Königsberg, in concreto am 7. Februar. Die Deputierten sollten sich und anderen sagen können, nicht unter dem Einfluß des Zarenbevollmächtigten gestanden zu haben, als sie ihre Beschlüsse faßten.

> Die allgemeine Wehrpflicht wurde beschlossen

Am Morgen des 5. Februar begann die Landesversammlung. Nachdem Brandt als Versammlungsleiter das an ihn gerichtete Schreiben Steins vom 4. Februar mitgeteilt hatte, wurde eine fünfköpfige Deputation unter Alexander Graf Dohna zu Generalgouverneur Yorck geschickt, um ihn um Vorschläge zu bitten. Am Nachmittag kam die Deputation mit Yorck zurück. Yorck hielt eine flammende, patriotische Rede und bat um die Wahl eines Komitees, dem er seine Vorschläge im Detail unterbreiten wollte. Die fünfköpfige Deputation wurde um zwei hinzugewählte Versammlungsmitglieder vergrößert, und das Komitee war komplett. Die Leitung übernahm wieder Dohna. Am Abend empfing dann Yorck das Komitee in seiner Wohnung und unterbreitete ihm seine Vorschläge. Diese Vorschläge basierten auf Entwürfen von Dohna und Clausewitz, die Steins Billigung gefunden hatten.



Ludwig Yorck von Wartenburg vor der Landesversammlung: Der Unterzeichner der Konvention von Tauroggen verstand es mit seiner Ansprache, die Ständevertreter mitzureißen. Foto: Archiv

Den Kern der Vorschläge bildete eine nicht vom König, sondern von der Provinz aufzustellende und zu unterhaltende Landwehr. Sie sollte 20000 Mann stark sein und 10000 Mann Reserve haben. Nach Möglichkeit sollten die Stellen mit Freiwilligen besetzt werden. Es war jedoch zu fürchten, daß sich nicht genügend Freiwillige finden ließen, und so sollte die allgemeine Wehrpflicht für die Männer zwischen 18 und 45 eingeführt werden. Ausgenommen waren die Männer, die bereits im stehenden Heer Dienst taten, sowie Lehrer und Geistliche. Per Losentscheid sollte dann die Landwehr mit Wehrpflichtigen aufgefüllt werden. Vollkommen unabhängig davon, wie man zur allgemeinen Wehrpflicht steht, war deren Einführung natürlich ein Fortschritt. Weniger fortschrittlich war, daß man Stellvertreter stellen konnte. Das wurde vom Vater der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland, dem preußischen Heeresreformer Scharnhorst, denn auch kritisiert und bei der späteren Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Gesamtpreußen nicht übernommen.

An der Spitze der Landwehr sollte eine aus sieben Ständemitgliedern bestehende Generalkommission stehen. Analog zu den Distrikten sollte es fünf Spezialkommissionen geben, deren Mitglieder von den Ständen der Distrikte gewählt werden sollten. Jede Spezialkommission sollte eine Brigade zu vier Bataillonen aufstellen. Die Brigadeführer sollten vom König oder seinem Stellvertreter auf Vorschlag der Generalkommission ernannt werden, die übrigen Offiziere von der Generalkommission auf Vorschlag der jeweiligen Spezialkommission.

Daneben sollte als letztes Aufgebot eine Art Volkssturm, Landsturm genannt, gebildet werden. Hier sollten die verbliebenen 18- bis 60jährigen Dienst tun, aber erst wenn die Provinz selber in Gefahr war, der Feind die Weichsel überschritten hatte. Es war also klar: Der Feind stand im Westen.

Am zweiten Sitzungstag, dem 7. Februar, wurden die Vorschläge von der Landesversammlung begeistert aufgenommen. Am Abend erklärten Yorck als Generalgouverneur und Auerswald als Landhofmeister ihr Einverständnis.

Am dritten Sitzungstag, dem 8. Februar, schlug Yorck der Landesversammlung die Aufstellung eines aus 1000 Freiwilligen bestehenden Regiments Nationalkavallerie vor. Die Aufnahme dieses Vorschlags durch die Standesvertreter war wieder begeistert.

> Die Zustimmung des Königs wurde nicht abgewartet

Anschließend wählte die Landesversammlung den Präsidenten der Generalkommission. Alle bis auf einen wählten Dohna. Danach wählte die Versammlung Kandidaten, aus denen Dohna als frisch gewählter Präsident und Yorck als Generalgouverneur die übrigen sechs Mitglieder der Generalkommission bestimmen sollten.

Am 8. Februar wurde auch die Frage erörtert, wer nun den König informieren und sein Einverständnis einholen soll. Die Landesversammlung war für Alexander Graf Dohna. Der Landhofmeister hielt jedoch seinen Schwager für zu undiplomatisch und sprach sich für dessen Bruder Ludwig Graf Dohna aus. Um einen Eklat zu vermeiden, überließ die Landesversammlung daraufhin Alexander Dohna die Wahl, der sich ganz im Sinne des Landhofmeisters für seinen Bruder Ludwig entschied.

Am vierten und letzten Sitzungstag, dem 9. Februar, beschloß die Landesversammlung die Adresse an den König, die Dohna überbringen sollte, Der Entwurf dazu stammte von Königsbergs Oberbürgermeister Heidemann, ein nicht unwichtiger Mann, der auch zum Sekretär der Generalkommission der Landwehr gemacht wurde. In dieser Adresse gab man sich gegenüber dem Landesherrn sehr loyal. Der dortige Hinweis, daß man natürlich nicht der Absegnung durch den König vorgreifen wolle, hinderte die Landesversammlung jedoch nicht daran, „die abgefaßten Beschlüsse schon jetzt in Vollziehung zu bringen“.

Noch bevor der König die Adresse der Landesversammlung bekam, erschien am 15. Februar 1813 in den Zeitungen eine Bekanntmachung Yorcks, daß Major Graf Lehndorff auf seinen Wunsch hin die Organisation des Regimentes Nationalkavallerie übernommen habe. Am 16. Februar bestätigte Yorck die personelle Zusammensetzung der Generalkommission für die Landwehr. Am 17. Februar ernannte Yorck den Kommandeur und den Inspekteur der Landwehr, die vorher von der Generalkommission gewählt worden waren.

Am 21. Februar erreichte Ludwig Dohna mit der Adresse der Landesversammlung den König. Der fragte, ob „Herr von Yorck schon eine Bürgerkrone trage“. Friedrich Wilhelm war mit seiner frankreichfreundlichen Haltung jedoch auf dem besten Wege, seine Krone zu riskieren. Am 22. Februar wäre es in seiner Hauptstadt fast zu einem regelrechten Aufstand gekommen. Am 23. Februar gab Friedrich Wilhelm der Stimmung in seinem Land endlich nach und vollzog den von Yorck und den Ostpreußen zumindest eingeleiteten Seitenwechsel nach. Am 27. und 28. Februar wurde die preußisch-russische Offensiv- und Defensivallianz von Kalisch geschlossen. Und am 17. März 1813 schließlich übergab Staatskanzler Hardenberg dem französischen Gesandten eine Note, die einer Kriegserklärung gleichkam. Die Befreiung Preußens, Deutschlands und Europas vom napoleonischen Joch konnte beginnen.

Das Ostpreußenblatt

Nr. 4 – 26. Januar 2008

MELDUNGEN

Neuer Vize-Marschall

Allenstein – Jolanta Szulc, von Beruf Ärztin und Mitglied der Polnischen Volkspartei (PSL), ist zum Vize-Marschall der Woiwodschaft Ermland und Masuren gewählt worden. Sie tritt die Nachfolge von Piotr Zuchowski an, der seinerseits zum Vize-Minister für Kultur und Nationales Erbe ernannt wurde. Gemäß dem Koalitionsvertrag der PSL mit der Bürgerplattform PO steht der Partei von Szulc das Amt des Vize-Marschalls zu. Obwohl die Koalition nur 21 Sitze hat, stimmten 22 der insgesamt 30 Abgeordneten für die Akademikerin. Drei stimmten gegen sie, einer enthielt sich der Stimme. Im Woiwodschaftsparlament hat beziehungsweise haben die PO 14, die PSL sieben, die PiS fünf und die „Linken Demokraten“ (LiD) zwei Sitze. Zwei Abgeordnete sind unabhängig. Szulc ist Hausärztin im westpreußischen Löbau. Sie gehört seit 2004 der PSL an und saß bisher im Kreistag von Neumark (Westpreußen). Diesen Sitz hat Szulc nun zugunsten ihres neuen Vize-Marschall-Amtes aufgegeben. Im Verwaltungsvorstand der Woiwodschaft wird sie vor allem für die Kultur, das Gesundheitswesen und die Sozialhilfe zuständig sein.

Käse- und Butterfest

Tilsit – In der Stadt an der Memel, die dem Tilsiter seinen Namen gab, hat das erste Käse- und Butterfest stattgefunden. Initiiert wurde die Werbeveranstaltung von den Schülern einer örtlichen Berufsschule. Unterstützt wurden die Schüler dabei von den Käsefabriken und Milchverarbeitungsbetrieben der Region, die ihre Produkte ausstellten und den Besuchern zum Kauf anpriesen. Kostenlose Proben der gelben Köstlichkeiten gab es zuhauf.

Grundstein für Sportzentrum

Königsberg – In der Gebietshauptstadt ist der Grundstein zu einem Sportzentrum gelegt worden. Bis zur Jahreswende 2008/2009 soll es fertig sein.

Gastroskop gespendet

Sensburg / Klausdorf – Dr. Klaus Rathke, Internist in Klausdorf / Schwentine, hat nach Vermittlung seines Kollegen Dr. Hagen Polster vom Städtischen Krankenhaus Kiel der Johanniterstation in Sensburg ein fast neuwertiges Gastroskop samt Zubehör gespendet, das in der Praxis seiner Ärztegemeinschaft über war. Ein Gastroskop ist ein schlauchartiges, biegsames Gerät (Endoskop), mit dem man über den Mund die Speiseröhre und den Magen bis zu den Zwölffingerdarm untersuchen kann.

Orgel der Superlative eingeweiht

Im Königsberger Dom fand ein Festkonzert mit bekannten Künstlern statt

Von Jurij Tschernyschew



Neue Orgel im alten Glanz: Die Vorkriegsorgel diente hinsichtlich des äußeren Erscheinungsbildes als Vorbild, aber die neue ist dank des zwischenzeitlich erfolgten technischen Fortschritts leistungsfähiger. Foto: Tschernyschew

An einem Januarabend fand unter dem Gewölbe des Doms in Königsberg ein besonderes Ereignis statt. Die Leute strömten lange vor Beginn der Feier dorthin. Alle warteten in geduldiger Erwartung darauf, das Königsberger Wunder zu sehen und zu hören – den neuen Orgelkomplex. Eigentlich hatte er schon vor einem Monat eingeweiht werden sollen, aber aufgrund von technischen Problemen hatte die feierliche Einweihung auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden müssen. Besonders aufgeregt hatte dieses vor allem diejenigen, die am Entstehen der Königin der Musik, der großen Orgel, mitgewirkt hatten.

In diesem Moment stellte sich an jenem Januarabend der erste Organist ein, der auf der neuen Orgel spielen würde: der Professor des Kasaner Staatlichen Konservatoriums Rubin Abdullin. Den Journalisten sagte er: „Ich habe auf vielen Orgeln in verschiedenen Ländern gespielt, aber die Königsberger Orgel ist für mich etwas ganz Besonderes“, und dann bat er höflich darum, ihn mit der Orgel allein zu lassen, damit er seine Gedanken für den Auftritt sammeln könne.

Gleichzeitig bereitete sich in einer anderen Ecke des Saales Professor Pawel Lando vom Moskauer Staatlichen Tschajkowskij-Konservatorium, der eigens für die Eröffnungszeremonie eine Sinfonie in drei Sätzen für zwei Orgeln, Symphonieorchester, Klavier und Gesang komponiert hatte, auf das Konzert vor. Seinem eigenen Bekenntnis nach hat er zum ersten Mal in seinem Leben für die Orgel komponiert. Unter den Zuschauern befanden sich überwiegend Vertreter der kulturellen Elite der Stadt: Diplomaten, Schriftsteller, Künstler, Professoren und Musiker. Als sie den Saal betraten, blickten sie zuerst nach oben, wo sie den Schuldigen für das Fest vermuteten – die große Orgel. Begeistert riefen sie: „Welch eine Schönheit, welch ein Wunder, was für ein Kunstwerk!“

Bei der Eröffnungszeremonie blieben die üblichen langen Reden der Stadtvertreter aus, und es gab auch keine roten Bänder, wie sie bei allen möglichen Neu-Eröffnungen üblich sind. Nach einer kurzen Rede in Form einer Exkursion in die Geschichte der Orgel, welche die Musikwissenschaftlerin Jelena Romanowa hielt, und den Danksagungen an die Menschen und Firmen, die sich aktiv an der Verwirklichung des Orgelprojekts beteiligt hatten, ertönte endlich Musik.

Diesem Musikfest waren jedoch lange und mühsame Arbeiten vorausgegangen. Die Idee, die große Orgel wiederaufzubauen, wurde schon vor zehn Jahren geboren, als die Restaurierung des Doms in vollem Gange war. Die Entscheidung, die große Orgel wiederherzustellen, war während der Vorbereitungen zur 750-Jahrfeier Königsbergs gefallen. Für die Finanzierung der Arbeiten waren auf Anordnung des russischen Präsidenten Wladimir Putins 150 Millionen Rubel (gut vier Millionen Euro) aus dem Staatshaushalt bereitgestellt worden.

Die Orgel sollte nach Vorkriegzeichnungen rekonstruiert werden. Deshalb ging den Restaurierungsarbeiten eine mühsame Suche und Forschung in deutschen und russischen Archiven voraus, dank derer der dekorative Teil der Orgel mit kunstvollen Holz-Schnitzereien im Barockstil ausgestattet wurde. Die Figuren der Jungfrau Maria und der Engel wurden von Königsberger Meistern hergestellt; sie sind mit Blattgold überzogen. Die ganze Orgel ist mit einigen Dutzend geschnitzter Figuren geschmückt. Während die Musik erklingt, werden sie von einer speziellen Mechanik in Bewegung gesetzt. Am Sockel der Orgel ist das Wappen Königsbergs angebracht.

Mit der Wiedererrichtung der großen Orgel wurden Spezialisten der bundesdeutschen Firma „Alexander Schuke“ beauftragt. Allein für den Bau des einzigartigen Instruments benötigten die deutschen Orgelbauer acht Monate. Instrumente dieser Firma wurden schon in Moskau, Irkustk und Nischnij Nowgorod aufgestellt. Die deutschen Meister verwendeten für die Dekoration der Orgel schwarzes Holz und Kirsche. Der Aufbau der Orgel erinnert an eine Ikonostase, deren biblische Themen sich jedoch mit antiken verflechten. Die große Orgel ist in der Tat ein bedeutendes Kunstwerk geworden, das nicht nur Königsberger, sondern auch kunstbegeisterte Gäste der Stadt beeindruckt. Ihre Höhe gleicht einem dreistökkigen Gebäude. Äußerlich ist die große Orgel eine genaue Kopie der Vorkriegsorgel – die während der Bombenangriffe der englischen und US-amerikanischen Luftstreitkräfte im April 1944 verbrannte – doch das Instrument selbst ist mächtiger und moderner. Die Vorkriegsorgel wurde 1721 im Königsberger Dom errichtet. Sie hatte 5400 Pfeifen und 62 Register. Die neue große Orgel wurde, nicht nur in Ostpreußen, sondern in ganz Europa die größte und mächtigste in ihrem Klang. Sie hat 90 Register und 6500 Pfeifen. Jede Orgelpfeife besteht aus einem Zinn-Blei-Gemisch. Die kleinste hat eine Länge von etwas über einem Zentimeter, die größte ist über zehn Meter hoch.

Die Montage der Orgel hat im vergangenen Jahr begonnen und wurde erst im Dezember beendet, weil für den Bau der Orgel mehrere Monate benötigt wurden. Sie wurde nun an ihrem historischen Ort aufgestellt, im zweiten Flügel des Königsberger Doms, gegenüber dem Altar. Schon 2006 gab es eine kleine Chororgel im Dom, die neben dem Altar aufgebaut worden war.

Die neue große Orgel ist mit einem modernen Computersystem zur Steuerung der Register ausgestattet. Die große Orgel ist mit Glasfaserkabeln mit der kleinen Orgel verbunden, so daß es möglich ist, daß zwei Organisten gleichzeitig spielen. Sie können sich während eines Konzerts unterhalten und se-

Fortsetzung auf Seite 16

Erster orthodoxer Weihnachtsmarkt

In Königsberg wurde mit Ausstellungen, Musikdarbietungen, Blinis, Pferdereiten und Feuerwerk gefeiert

Von Jurij Tschernyschew

In der Nacht vom 6. auf den 7. Januar wurde in diesem Jahr erstmals ein orthodoxer Weihnachtsmarkt in Königsberg abgehalten. Nach russischer Tradition fand in der Innenstadt eine mitternächtliche Prozession statt, an die sich ein Gottesdienst in der Christi-Erlöser-Kirche anschloß.

Als Höhepunkt der Feier galt jedoch eine überregionale orthodoxe Ausstellung mit der Bezeichnung „Das russische Land“, die am Vormittag des 7. Januars nahe dem Schloßteich, in der Nähe des kunstgeschichtlichen Museums (Stadthalle) eröffnet wurde. Diese Ausstellung war für drei Tage geplant, auf Wunsch der Königsberger und ihrer Gäste wurde sie aber für die ganze Weihnachtswoche verlängert. Eine solche Maßnahme war bislang in Königsberg noch nie ergriffen worden.

Dazu sei gesagt, daß in der sowjetischen Zeit die Weihnachtstage keine freien Tage waren und offiziell Weihnachten auch kein Feiertag war. Die Idee, in Königsberg die orthodoxe Weihnacht zu feiern, stammt vom Bischof Serafim, sie erhielt den Segen des Metropoliten von Königsberg und Smolensk Kyrill, der extra zur Eröffnungsfeier kam. Die Realisierung des Vorschlags der Kirchenoberhäupter wurde von dem regionalen Kulturministerium und Königsbergs Stadtoberhaupt Alexander Jaroschuk unterstützt und auch finanziert. Sie übernahmen die Verantwortung für die Organisation der Feier.

Traditionsgemäß sind Musikdarbietungen und Volksbelustigungen unverzichtbare Bestandteile des Weihnachtsmarktes. Lieder und Possenreißer gehören ebenso dazu wie russische Eierpfannkuchen, sogenannte Blinis, und Pferdereiten. Die Einwohner sind mit Kind und Kegel auf der Feier erschienen, da es sowohl für Erwachsene als auch für Kinder etwas Passendes gab. Auf dem Gelände zwischen dem Museum und dem Teich fanden verschiedene Wettbewerbe und Quizspiele statt, es wurden verschiedene Attraktionen für Kinder und Erwachsene geboten, Weihnachtssouvenirs und Handarbeiten zum Verkauf angeboten. Die Feinschmecker hatten die Möglichkeit, Gerichte der russischen Nationalküche zu probieren, die direkt vor ihren Augen zubereitet waren.

Auf der Bühne, die neben dem Museum (Stadthalle) aufgebaut worden war, fand ein Konzert statt. Es traten professionelle und Laienkünstler aus den verschiedenen Bezirken des Königsberger Gebiets auf. Fast alle Auftritte waren der russischen Volkskunst gewidmet.

Während der eine Teil des Publikums das musikalische und unterhaltende Programm genoß, nutzte der andere die Möglichkeit, eine Ausstellung, die im kunsthistorischen Museum gezeigt wurde, zu besuchen. Auf dieser Ausstellung wurden Kirchenschmuck und Literatur, Weihnachtsgeschenke und traditionelle Leckereien für die Weihnachtszeit gezeigt.

Krönender Abschluß der Feier war ein abendliches großes Feuerwerk unter dem Unterteich.

Orgel der Superlative eingeweiht

Fortsetzung von Seite 15

hen sich gegenseitig auf Computermonitoren. Darüber hinaus ist die große Orgel rund um die Uhr übers Internet mit dem Büro der Firma Alexander Schuke verbunden, und im Fall eines Defekts am Instrument erfährt die Firma in der Bundesrepublik Deutschland dies sofort und schickt einen Spezialisten zur Fehlerbehebung nach Königsberg.

Die Gäste, welche die Einweihung der großen Orgel miterlebten, hatten für knapp zwei Stunden die Möglichkeit, sich von ihrem unverwechselbaren Klang zu überzeugen. Außer den Gästen nahmen am feierlichen Konzert die in Königsberg bekannten Künstler Wladimir Slobodjan und Artem Chatschaturow und sowie Königsberger Symphonieorchester unter Leitung von Arkadij Feldman teil. Nach dem Konzert mochten die Zuschauer lange nicht gehen, sondern tauschten ihre Eindrücke aus, obwohl es schon sehr spät am Abend war.



Einweihungskonzert: Viele Musiker und Angehörige des kulturellen Establishments folgten dem Ruf in den Dom. Foto: Tschernyschew

MELDUNGEN

Engel für Königsberg

Königsberg – Vaidas Ramoska, Bildhauer aus Litauen, hat Königsberg eine selbstgefertigte Engel-Plastik geschenkt. Die Königsberger sollen dieses Geschenk als Einladung verstehen, Wilna im Jahre 2009 zu besuchen, wenn die litauische Hauptstadt zur Kulturhauptstadt Europas proklamiert wird. Ähnliche weiße Engel befinden sich außer in Wilna bereits in Warschau und St. Petersburg. Bis 2009 sollen derartige Engelfiguren in 15 weiteren europäischen Metropolen stehen. Der Engel der ostpreußischen Hauptstadt ist als Fassadenschmuck für das Einkaufszentrum Akropolis vorgesehen. Königsbergs Hauptstadtplaner Tair Walejew kommentiert die Wahl des Standortes für den Engel wie folgt: „Es ist kein Zufall, daß als Aufstellungsort für diese Skulptur eines der imposantesten Gebäude gewählt wurde. Er symbolisiert hier unsere guten Beziehungen und die Hoffnung, daß sie in Zukunft noch mehr gefestigt werden."

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied, liebe Familienfreunde,

es freut mich und es ehrt uns – hier spreche ich im Namen aller Helferinnen und Helfer – sehr, daß es immer wieder heißt: nur die Ostpreußische Familie kann noch helfen. Das mußte auch Frau **Silvia Mantey** aus Großschwabhausen erfahren, die seit Jahren im Internet und anderen Medien nach der Verwandtschaft ihres aus Ostpreußen stammenden Vaters suchte. Alle, die ihr schrieben, gaben ihr den Hinweis: Wenden Sie sich vertrauensvoll an die Ostpreußische Familie! Was sie nun tat, mit der Hoffnung, daß ihr endlich geholfen werden kann. Und damit vor allem ihrem Vater **Erwin** Mantey. Der heute 83jährige kommt aus Lablacken, Kreis Labiau. Dort besaßen die Eltern **Christoph** Mantey und **Natalie** geborene **Gulde** einen Bauernhof. Erwin hatte noch mehrere Geschwister: **Gerhard**, **Alfred**, **Hildegard**, **Herbert**, **Irmgard** und **Ursula**. Zur Verwandtschaft gehörte auch die Familie **Fröschke** aus Königsberg, die in der Nähe des Schlachthofes wohnte, vermutlich in der Tharauer Straße. Die Eltern **Philipp** und **Gertrude** Fröschke hatten außer der 1927 geborenen Tochter **Lydia** noch zwei ältere Söhne, **Harry** und **Julius**, die schon bei der Wehrmacht waren. Die Verbindung zwischen den beiden Familie bestand noch trotz der Kriegswirren bis zum 22. Januar 1945, dann riß sie vollständig ab. Vor einigen Jahren begab sich Erwin Manteys Tochter Silvia auf Bitten ihres Vaters auf die Suche nach den Verwandten. Immerhin erfuhr sie, daß Lydia Fröschke nach der Flucht bis etwa Anfang der 50er Jahre im nordfriesischen Bredstedt gewohnt hat, dann unbekannt verzogen ist, wahrscheinlich in das Ruhrgebiet. Ihr Name wird aber in keiner Kartei geführt. Vielleicht hat Lydia Fröschke geheiratet und nahm damit einen anderen Namen an. In den 50er Jahren soll sie an einem Ostpreußentreffen teilgenommen haben, jedenfalls ist sie dort gesehen worden, also muß sie Verbindung zu Landsleuten gehabt haben. Deshalb hofft Frau Mantey auf Hinweise aus unserem Leserkreis. Sie schreibt: „Wenn ich eine positive Antwort auf meinen Brief bekommen würde, könnte ich damit meinem Vater, dem alten Ostpreußen, aber auch seiner bald 80jährigen Schwester Hildegard, die oft als Kind in der Heimat mit Lydia zusammen war, eine Riesenfreude machen!" Und wir freuen uns dann mit! (Sylvia Mantey, Dorfstraße. 24 in 99441 Großschwabhausen, Telefon: 03 64 54 / 5 98 90, Fax: 03 64 54 / 59 91 53, E-Mail: env.mantey@web.de.)

Auf unseren Heimattreffen offenbaren sich im Gespräch von Mensch zu Mensch oft Schicksale, die bisher nicht zu Papier gebracht wurden – aus Unwissenheit oder Unvermögen, sich schriftlich zu äußern, die Hemmschwelle ist da manchmal sehr hoch. Vor allem bei denen, die in der Heimat unter fremder Herrschaft verblieben sind. Da ist es gut, daß sich dann Landsleute als Mittler anbieten wie Frau **Gertrud Schummek** aus Alfeld. Sie stammt aus Lyck, und auf einem der letzten Treffen der Lycker in der Patenstadt Hagen hatte sie eine Begegnung, die sie tief berührt hat. Ich lasse sie selbst erzählen:

„Ich lernte einen Herrn kennen, der mit der deutschen Minderheit aus Lyck angereist war. Sein Name: **Helmut Steinke**, * 10. Juli 1934 in Freudenthal, Kreis Pr. Eylau. Als kleines Kind kam er in ein Königsberger Kinderheim, das später nach Treuburg verlegt wurde. Vor der Abfahrt bekam der damals Sechsjährige Besuch von zwei Frauen, die ihm ein Amulett schenkten. Erst lange Zeit danach erfuhr er, daß es seine Mutter und Großmutter gewesen waren. In den letzten Kriegsmonaten hat man die Kinder nach Böhmen und Mähren transportiert, wo sie in einem Kloster untergebracht wurden. Nach Kriegsende wurden sie von den Tschechen ausgewiesen, sie sollten nach Treuburg zurück. Es muß eine unbeschreibliche Kinder-Odyssee gewesen sein, ein Zug von rund 100 frierenden und hungernden Kindern, um die sich ihre Begleiterin, ein Fräulein **Riek**, nach bestem Bemühen kümmerte, aber helfen konnte sie ihnen auch nicht. In Treuburg angekommen, hat man ihnen polnische Namen gegeben, aus Helmut Steinke wurde **Stanislaw Stankiewicz**." Der Junge blieb in Treuburg, wie sein weiteres Leben verlief, hat Frau Schummek nicht geschildert. Jedenfalls wurde sein richtiger Name nicht getilgt, er blieb für Herrn Steinke immer präsent, und so konnte er sich, als sich die Möglichkeit ergab, auf der Suche nach seinen leiblichen Eltern an das Deutsche Rote Kreuz wenden. Leider viel zu spät: Ihm wurde mitgeteilt, daß sein Vater **Heinrich** Steinke, * 1. März 1900 in Cranz / Ostpreußen, nach dem Krieg in



Ruth Geede Foto: privat

Pfuhl, Ober-Westerwald, lebte und am 31. Dezember 1969 in Montabaur verstarb. Der von Helmuts Mutter geschiedene Vater hatte immer versucht, seine Kinder zu finden. So erfuhr Helmut, daß er noch Geschwister hat. Und diese sucht er nun durch Frau Schummeks Vermittlung. Es sind **Erika** Steinke, * 17. August 1930, **Friedrich-Wilhelm** Steinke, * 10. Juli 1931 und **Karl-Otto** Steinke, * 25. April 1933. Der frühere und letzte Wohnort der Mutter ist Herrn Steinke nicht bekannt, auch nicht ihr Name. Aber vielleicht kannten eingesessene Freudenthaler die Familie Steinke und können Hinweise geben, ob, wo und wann Mutter und Geschwister lebten. Jede Zuschrift wird dankbar angenommen, denn dies ist wieder ein Vertriebenenschicksal, das unter die Haut geht. Da suchten Vater und Sohn sich gegenseitig und fanden in diesem zerrissenen Land nicht zu einander. Es wäre ein später Trost für Helmut Steinke, wenn sich noch eines der Geschwister finden würde. (Zuschriften an Frau Gertrud Schummek, Im Wambeck 19 in 31061 Alfeld, Telefon: 0 51 81 / 65 81.)

„Ich kann niemanden mehr befragen!" Dieser Satz aus einer-E-Mail steht für viele Zuschriften vor allem von jüngeren Lesern, zumeist Nachfahren von Vertriebenen. Er stammt aus der E-Mail von Herrn **Dietmar Weiß**, der bisher von seinen väterlichen Vorfahren so gut wie nichts gewußt hat. Seine Eltern haben ihn immer im unklaren gelassen, was aus der Familie, aus der sein Vater stammt, geworden ist. Es hieß immer, daß alle Dokumente nicht mehr aufzufinden seien oder bei der Flucht verloren, abhanden gekommen sind. Als Dietmar noch klein war, hat sein Vater ihm einmal erzählt, daß er aus Ostpreußen stamme und einen Bruder in den USA habe. Zwischen den Brüdern hat es aber wahrscheinlich keine Verbindung gegeben. Nun fand Herr Weiß zu seiner Überraschung im Nachlaß seines Vaters eine Todesanzeige aus dem *Ostpreußenblatt*, die das Ableben eines **Fritz** Weiß in den USA bekanntgibt. Der Text lautet:

„Fritz Weiss, geboren 22. Januar 1912, gest. am 9. September 1997. Geliebter Heimatort: Klein Keylau, Kreis Wehlau, Ostpreußen, Neue Heimat: South Lyon / Mich. USA. Er ist nach langer Krankheit sanft eingeschlafen. Wir trauern um ihn. **Dorothea** Weiss geborene. **Brosell**, seine Kinder und Enkel, seine Schwestern mit Familie ..."

Da der Vater von Dietmar Weiß auch aus Klein Keylau stammt, dürfte es sich bei dem Verstorbenen um jenen Bruder des Vaters handeln, von dem der Vater gesprochen hat. Dieser hatte also – zumindest aus der Todesanzeige – von dem Wohnort seines Bruders Kenntnis.

Dietmar Weiß möchte nun gerne zu den Verwandten Kontakt aufnehmen, da er ja überhaupt keine Unterlagen besitzt. Wie gesagt, er kann hier keinen mehr befragen, bittet aber nun diejenigen, die vor zehn Jahren diese Anzeige aufgaben, sich zu melden. Das heißt, wir bitten darum, denn Herr Weiß wollte von uns die Anschrift der Inserenten haben, die damals die Todesanzeige aufgaben. Diesen Wunsch können wir leider nicht erfüllen, aber immerhin haben wir ja die Möglichkeit, die Frage über unsere Ostpreußische Familie weiterzugeben. Da in der Anzeige auch noch Schwestern des Verstorbenen erwähnt werden, die ja dann Tanten von Dietmar Weiß wären, könnten diese sich melden wie auch die Familie des Verstorbenen aus den USA – falls sie unsere Zeitung bezieht oder von diesem Aufruf durch in Deutschland lebende Verwandte oder Landsleute erfährt. Es genügt, wenn diese sich bei uns melden und ihre Adresse mitteilen und damit bekunden, daß auch sie gerne mit Dietmar Weiß in Verbindung treten würden. Selbst wenn es sich bei der Anzeige nicht um den Bruder von Dietmars Vater handeln sollte – was unwahrscheinlich ist, denn Familien- und Ortsnamen stimmen – wären wir dankbar für eine Information. Mit Herrn Weiß hoffen wir, daß er endlich etwas über seine väterliche Linie erfährt, woran ihm wohl sehr gelegen ist.

Lieber **Hartmut Neumann**, und damit auch Ihre Tante Traute, deren Wunsch Sie übermitteln. Sie möchte so gerne Kontakt zu Landsleuten aus Kuckerneese bekommen, vor allem zu ehemaligen Mitschülern, Mitkonfirmanden oder Nachbarn. **Traute Hennings** wurde als **Waltraut Wiesenberg** am 3. April 1917 im damaligen Kaukehmen geboren und wuchs in der Tilsiter Straße 9 a auf. Dort wohnten auch ihr Bruder **Hans** Wiesenberg sowie die Brüder **Willi** und **Fritz Scheer**. Getauft und konfirmiert wurde sie von Pfarrer **Buske** in Tilsit. Sehr genau kann sich die 90jährige noch an ihre Schulzeit erinnern. In der Grundschule, die sie von 1923 bis 1927 besuchte, war Frau **Ennulat** ihre Lehrerin. Auf der Höheren Knaben- und Mädchenschule wurde sie von Dr. **Sinnen** und Herrn **Hochbaum** sowie von den Lehrerinnen Fräulein **Rohde** und Fräulein **Maleika** unterrichtet – damals wurden die Unverheirateten so tituliert. Von Mädchen und Jungen, die mit ihr die Schulbank drückten, weiß Frau Hennings noch einige Namen: **Grete Jonischkeit**, **Hanna Plaut**, **Ursula Sperber**, **Ilse Kalkschmitt**, **Hans Sturies**. **Josef Dossenbach** und **Eitel Kirschning**. Um 1933 wechselte Waltraut auf die Hauswirtschaftschule in Königsberg, anschließend wurde sie an der Uni-Hautklinik zur Diätassistentin ausgebildet. Im August 1939 heiratete sie **Paul Hennings** und lebte mit ihm auf Gut Deimehöh / Dewaden, Kreis Labiau, bis sie im Februar 1945 auf die Flucht ging. Heute wohnt Traute Hennings in Hamburg (Eilenau 122 in 22089 Hamburg, Telefon 0 40 / 2 00 49 23).

Auch ihr Neffe hat eine Frage, allerdings kann ich sie beim besten Willen so, wie sie gestellt ist, nicht beantworten. Denn Hartmut Neumann, dessen Großeltern in Königsberg geboren wurden, möchte gerne wissen, „wie der Name Neumann nach Ostpreußen gekommen ist". Sicher auf vielen Wegen, lieber Herr Neumann, durch die großen Siedlerströme ebenso wie durch Zuwanderung einzelner Personen und Familien. Schließlich ist Neumann ein nicht gerade ungewöhnlicher deutscher Name. Immerhin wäre es für ihn interessant, wenn sich Namensvettern (jetzt stimmt's), die ihre Wurzeln in Ostpreußen haben und die Ahnen weit zurückverfolgen können, bei ihm melden würden. (Hartmut Neumann, Stadtweg 51 in 90453 Nürnberg, Telefon an Wochenende 09 11 / 6 32 35 00, E-Mail: M.Hahm@t-online.de.)

So, das wären heute vornehmlich Suchfragen. In der nächsten Woche wird es in unserer Kolumne ganz schön bunt zugehen, denn unsere Leserinnen und Leser haben zu den verschiedensten Problemen Stellung genommen oder sich nach langer Zeit wieder gemeldet, Und ein paar kleine Wunschkes kommen hinzu. In Abwandlung unserer ostpreußischen Weisheit „Warscht läwe, warscht sehne", was heißt: Wenn du lebst, wirst du sehen, was geschieht, sage ich: Warscht lese, warscht sehne ...

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

„Unsere Familie" auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de



Wir gratulieren ...

ZUM 101. GEBURTSTAG

Pallesdies, Martha, geb. **Tamoschus**, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Friederikenstraße 40, 45130 Essen, am 30. Januar

ZUM 99. GEBURTSTAG

Jorzik, Emilie, aus Borken, Kreis Treuburg, jetzt Anton-Hansen Straße 11, 66564 Ottweiler / Saar, am 31. Januar

Thiedemann, Paul, aus Treuburg, jetzt Paradiesstraße 8, 80538 München, am 28. Januar

ZUM 98. GEBURTSTAG

Minuth, Christel, geb. **Samland**, aus Wehlau, jetzt Eichbergblick 25, 31789 Hameln, am 3. Februar

ZUM 97. GEBURTSTAG

Muschmann, Meta, geb. **Petrick**, aus Tewellen, Kreis Elchniederung, jetzt Siekhammer 29, 32758 Detmold, am 31. Januar

ZUM 96. GEBURTSTAG

Hildebrandt, Gustav, aus Pobethen, Kreis Samland, jetzt Humfeld 191, 32694 Dörentrup, am 2. Februar

Krosta, Hedwig, geb. **Senkbeil**, aus Rübenzahl, Kreis Lötzen, jetzt Blankenburger Straße 29, 06502 Thale, am 29. Januar

ZUM 95. GEBURTSTAG

Aschmann, Margarete, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Falkenhorst 35, 22159 Hamburg, am 2. Februar

Rohde, Luise, geb. **Piontek**, aus Statzen, Kreis Lyck, jetzt Burgkunstadter Straße 25, 96260 Weismain, am 30. Januar

Schittkowski, Minna, geb. **Abroszat**, aus Schneckenmoor, Kreis Elchniederung, jetzt Am Grevenberg 14, 25436 Tornesch, am 31. Januar

Schruba, Anna, geb. **Borowy**, aus Statzen, Kreis Lyck, jetzt Zurheiden 9, 53567 Asbach, am 31. Januar

Wischnewski, Bruno, aus Narzum, Kreis Neidenburg, jetzt Kortjanweg 23, 26125 Oldenburg, am 28. Januar

ZUM 94. GEBURTSTAG

Behr, Erich, aus Ahlgarten, Kreis Elchniederung, jetzt Kirchhörder Straße 101, App. 26-4, 44229 Dortmund, am 29. Januar

Meyhöfer, Martin, aus Wehlau, jetzt Görlitzer Straße 23, 37085 Göttingen, am 29. Januar

ZUM 93. GEBURTSTAG

Achenbach, Paul, aus Dräwen, Kreis Ebenrode, jetzt Waldhof 53, Seniorenresidenz, 34298 Helsa, am 2. Februar

Jablonski, Paul, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Andreasstraße 2, 31180 Giesen, am 31. Januar

Sakautzki, Eva, geb. **Westphal**, aus Argenbrück, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Itzehoer Straße 24, 24537 Neumünster, am 24. Januar

ZUM 92. GEBURTSTAG

Gesper, Ella, geb. **Schmakeit**, aus Kreis Elchniederung, jetzt Schloßstraße 15, 78250 Tengen, am 28. Januar

Laskawy, Hildegard, geb. **Amenda**, aus Hartigswalde, Kreis Neidenburg, jetzt Im Beeke 21, 37075 Göttingen, am 29. Januar

Mattee, Lisbeth, geb. **Fuchs**, aus Kiekwieden, Kreis Ebenrode, jetzt Katzbachstraße 4, 81476 München, am 30. Januar

Siebeck, Ella, geb. **Will**, aus Irglacken, Kreis Wehlau, jetzt Asser Ring 18 D, 31241 Ilsede, am 2. Februar

Weber, Eberhard, aus Königsberg, jetzt Am Hirschweg 13, 28816 Stuhr, am 31. Januar

Wichert, Gerda, geb. **Sauff**, aus Magotten, Kreis Wehlau, jetzt Rudolf-Albrecht-Straße 44 A, 31542 Bad Nenndorf, am 30. Januar

ZUM 91. GEBURTSTAG

Birkhahn, Grete, geb. **Katzmann**, aus Neuendorf, Kreis Wehlau, jetzt Meininger Straße 104, 98529 Suhl, am 3. Februar

Geyer, Otto, aus Statzen, Kreis Lyck, jetzt Pommernstraße 54, 65428 Rüsselsheim, am 29. Januar

Ginnuth, Frieda, geb. **Ginnuth**, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Lötzener Straße 14, 49610 Quakenbrück, am 31. Januar

Kerstan, Wilhelm, aus Montwitz, Kreis Ortelsburg, jetzt Detmolder Straße 6, 31582 Nienburg, am 28. Januar

Klein, Helene, geb. **Mumedey**, verw. **Biallas**, aus Herzogskirchen, Kreis Treuburg, jetzt Sudheimer Straße 29 A, 37154 Northeim, am 31. Januar

Klink, Walter, aus Ebenfelde, Kreis Lyck, jetzt Bahnhofstraße 13, 09638 Lichtenberg, am 3. Februar

Leiner, Else, geb. **Kramer**, aus Milken, Kreis Lötzen, jetzt Steinstraße 5, 26441 Jever, am 2. Februar

Podufal, Robert, aus Jürgen, Kreis Treuburg, jetzt Steglitzer Straße 19 H, 22045 Hamburg, am 29. Januar

Wieseke, Edith, geb. **Sellien**, aus Neidenburg, jetzt Hermannswerder Haus 8, 14473 Potsdam, am 28. Januar

ZUM 90. GEBURTSTAG

Bendzko, Ilse, geb. **Kullik**, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Caprivistraße 31, 49076 Osnabrück, am 30. Januar

Doerk, Meta, geb. **Dejan**, aus Pregelswalde, Kreis Wehlau, jetzt Wilbrandstraße 86, 33604 Bielefeld, am 1. Februar

Kotowski, Gustav, aus Rumeyken, Kreis Lyck, jetzt Erhard-Segitz-Straße 46, 90763 Fürth, am 2. Februar

Michaelis, Anna, geb. **Milbrecht**, aus Waldeneck, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt c / o Wolfgang Platta, Markusstraße 15, 42277 Wuppertal, am 18. Januar

Pella, Erna, geb. **Witulski**, aus Klein Leschienen, Kreis Ortelsburg, jetzt An den Sieben Teichen 5, 38855 Wernigerode, am 28. Januar

Urban, Heinrich, aus Wappendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Hannöversche Straße 10 A, 34497 Korbach, am 29. Januar

ZUM 85. GEBURTSTAG

Albrecht, Gerda, geb. **Mindt**, aus Wehlau, jetzt Alexanderstraße 6 A, 06366 Köthen, am 31. Januar

Dziondziak, Bernhard, aus Reiffenrode, Kreis Lyck, jetzt Hegelstraße 14, 26197 Großenkneten, am 2. Februar

Galla, Willi, aus Großalbrechtsort-Abbau, Kreis Ortelsburg, jetzt Wittekindstraße 19, 45131 Essen, am 28. Januar

Ganseleiter, Horst, aus Lyck, jetzt Ludwig-Sievers-Ring 35, 30659 Hannover, am 28. Januar

Gayk, Emmi, geb. **Chudaska**, aus Fürstenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Bruchermühlenstraße 11, 51399 Burscheid, am 31. Januar

Gerken, Frieda, geb. **Jurrat**, aus Weißensee, Kreis Wehlau, jetzt Schwegen 52, 27612 Loxstedt, am 3. Februar

Gierth, Frieda, geb. **Czoncz**, aus Wilhelmsthal, Kreis Ortelsburg, jetzt Bamberger-Straße 64 C, 95445 Bayreuth, am 28. Januar

Grieschat, Valentina, geb. **Grabowski**, aus Neidenburg, jetzt Wientapperweg 4 F, 22589 Hamburg, am 2. Februar

Kaiser, Lotti, geb. **Paprotka**, aus Neuendorf, Kreis Treuburg, jetzt Weißdornstraße 52, 01259 Dresden, am 3. Februar

Kind, Elsbeth, geb. **Schulz**, aus Goldbach, Kreis Wehlau, jetzt Straße des Friedens 7, 16278 Angermünde, am 28. Januar

Koch, Liesbeth, geb. **Geschwandtner**, aus Pohlau, Kreis Ebenrode, jetzt Hamburger Straße 80, 27283 Verden, am 23. Januar

Kroska, Elli, geb. **Klebeck**, aus Rosenfelde, Kreis Wehlau, jetzt Düsseldorfer Straße 11, 45145 Essen, am 3. Februar

Kunigkeit, Otto, aus Willkassen, Kreis Treuburg, jetzt Damaschkeweg 9, 58119 Hagen, am 28. Januar

Marianowski, Gerda, geb. **Engelbrecht**, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Lichtensteinstraße 24, 73230 Kirchheim-Teck, am 28. Januar

Metzger, Liesbeth, geb. **Bleckat**, aus Eichkamp, Kreis Ebenrode, jetzt Panoramaweg 22, 97944 Boxberg, am 3. Februar

Neumann, Heinz, aus Angerwiese, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Oberhaardter Weg 25, 14193 Berlin, am 4. Januar

Piepke, Else, geb. **Goetzie**, aus Merunen, Kreis Treuburg, jetzt Mühlenweg 99, 50389 Wesseling, am 2. Februar

Prepens, Kurt, aus Lötzen, jetzt Grüner Winkel 2, 29227 Celle, am 2. Februar

Ranz, Bianka, geb. **Deckmann**, aus Schwanensee, Kreis Elchniederung, jetzt Herzogstraße 32, 80803 München, am 31. Januar

Schimkaese, Horst, aus Markgrafsfelde, Kreis Treuburg, jetzt Harzer Straße 26, 12059 Berlin, am 28. Januar

Sommer, Walter, aus Hohendorf, Kreis Preußisch Holland, jetzt 63526 Erlensee, am 30. Januar

Stiebel, Emil, aus Garbassen, Kreis Treuburg, jetzt Paßweg 3, 44867 Bochum, am 31. Januar

Valentin, Lieselotte, geb. **Auschra**, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Alteburger Straße 294, 50968 Köln, am 28. Januar

Warnecke, Elfriede, geb. **Matheszick**, aus Regeln, Kreis Lyck, jetzt Abendstraße 2, 39179 Barleben, am 2. Februar

ZUM 80. GEBURTSTAG

Balzer, Günther, aus Wildenau, Kreis Ortelsburg, jetzt Uhlhornstraße 4, 49080 Osnabrück, am 1. Februar

Barker, Waltraut, geb. **Schart**, aus Lyck, jetzt 16. Burley Wood Crescent, Leeds LS4 2QH, Großbritannien, am 3. Februar

Brings, Erna, geb. **Spletter**, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Kemptener Straße 48 B, 87509 Immenstadt, am 31. Januar

Buchholz, Erika, geb. **Sellin**, aus Treuburg, jetzt Fasaneriestraße 2, 69181 Leimen, am 27. Januar

Cleve, Hildegard, geb. **Bojarra**, aus Tapiau, Kreis Wehlau, jetzt Dahne 9, 31789 Hameln, am 1. Februar

Drost, Ulrich, aus Wallenrode, Kreis Treuburg, jetzt Lindenstraße 41, 53757 St. Augustin, am 21. Januar

Ewert, Siegfried, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Breite Straße 21, 88255 Baienfurt, am 1. Februar

Flügel, Gerda, geb. **Scheufele**, aus Groß Sakrau, Kreis Neidenburg, jetzt Bachstraße 52, 06536 Rosperwenda, am 3. Februar

Fornasson, Günther, aus Giesen, Kreis Lyck, jetzt Römerstraße 6, 55566 Sobernheim, am 1. Februar

Förster, Edith, geb. **Regge**, aus Neuendorf, Kreis Treuburg, jetzt Alte Straße 9, 04668 Zaschwitz, am 28. Januar

Gaßen, Irmgard, geb. **Kochan**, aus Neumalken, Kreis Lyck, jetzt Düsseldorfer Straße 34, 40545 Düsseldorf, am 28. Januar

Gerken, Frieda, geb. **Jurrat**, aus Weißensee, Kreis Wehlau, jetzt Schwegen 52, 27612 Loxstedt, am 3. Februar

Hausdorf, Emmi, geb. **Kenziorra**, aus Rummau-Ost, Kreis Ortelsburg, jetzt Sophienstraße 11 C, 45699 Herten, am 30. Januar

Heisel, Heinz, aus Merunen, Kreis Treuburg, jetzt Steinbachstraße 12, 66953 Pirmasens, am 28. Januar

Hennig, Gertrud, geb. **Graf**, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Am Sportplatz 159, 55592 Breitenheim, am 1. Februar

Jäschke, Ernst, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Friedrich-Naumann-Straße 64/53, 72762 Reutlingen, am 30. Januar

Jurkschat, Albert, aus Birkenmuhle, Kreis Ebenrode, jetzt Zur Grafenburg 65, 42549 Velbert, am 28. Januar

Kemmesies, Helgard, aus Bärengrund, Kreis Treuburg, jetzt Heidewaldstraße 28, 33332 Gütersloh, am 30. Januar

Lange, Joachim, aus Materschobensee, Kreis Ortelsburg, jetzt Röntgenstraße 17 B, 65520 Bad Camberg, am 30. Januar

Lorzenzen, Elsa, geb. **Beroleit**, aus Deeden, Kreis Ebenrode, jetzt St.-Benerdict-Straße 27, 20149 Hamburg, am 22. Januar

Maerkert, Albert, aus Bilderweiten, Kreis Ebenrode, jetzt Bernkasteler Straße 44, 54484 Maring-Noviand, am 28. Januar

Manger, Helene, geb. **Kopetsch**, aus Zeysen, Kreis Lyck, jetzt Landfriedstraße 6, 69117 Heidelberg, am 31. Januar

Marczinczek, Dorothea, geb. **Gollub**, aus Moneten, Kreis Treuburg, jetzt Pestalozzistraße 34, 42899 Remscheid, am 25. Januar

Müller, Margarete, aus Osterode, jetzt Bergstraße 6, 91275 Auerbach, am 31. Januar

Ochs, Gabriele, geb. **Graumann**, aus Grauden Oberförsterei, Kreis Wehlau, jetzt Dicken, 9035 Grub / AR, am 30. Januar

Peschties, Hildegard, geb. **Klein**, aus Jägerhöh, Kreis Elchniederung, jetzt Kauershofweg 36, 21077 Hamburg, am 31. Januar

Petereit, Ulrich, aus Tapiau, Kreis Wehlau, jetzt Uferstraße 37, 45968 Gladbeck, am 29. Januar

Piplack, Ewald, aus Scheufelsdorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Ahornweg 8, 29410 Salzwedel, am 28. Januar

Poreda, Hans, aus Funken, Kreis Lötzen, jetzt Im Vogelsang 1, 88131 Lindau, am 2. Februar

Prepens, Kurt, aus Ortelsburg, jetzt Im Rustengut 29, 67098 Bad Dürheim, am 30. Januar

Sale, Paul, aus Griesen, Kreis Treuburg, jetzt Rathenaustraße 58, 99085 Erfurt, am 23. Januar

Schäfer, Ilse, geb. **Petz**, aus Vorbergen, Kreis Treuburg, jetzt Arminiusstraße 27, 45721 Haltern, am 1. Februar

Schenk, Erna, geb. **Lang**, aus Grunau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Haydnring 7, 38440 Wolfsburg, am 3. Februar

Schirrmacher, Liesbeth Helene, geb. **Jurhahn**, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Utbremer Ring 138, 28215 Bremen, am 30. Januar

Schmidt, Helga, geb. **Pitsch**, aus Stadtfelde, Kreis Ebenrode, jetzt Stiftungsweg 87, 28325 Bremen, am 22. Januar

Seebach, Adelheid, geb. **Regenbrecht**, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Feldbergstraße 13, 65187 Wiesbaden, am 30. Januar

Sieber, Gertrud, geb. **Flach**, aus Lauken, Kreis Ebenrode, jetzt Pirolweg 4, 85356 Freising, am 2. Februar

Tertel, Willi, aus Teichwalde, Kreis Treuburg, jetzt Am Spielplatz 12, 56470 Bad Marienberg, am 27. Januar

Thomczek, Ruth, geb. **Petrikowski**, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Hermann-Löns-Straße 18, 63322 Rödermark, am 28. Januar

Tobies, Harry, aus Königsberg, jetzt Hückenstraße 40, 81825 München, am 28. Januar

Tsihirschwitz, Ursula, geb. **Wien**, aus Lauterbach, Kreis Heiligenbeil, jetzt Friedhofweg 14, 06773 Radis, am 29. Januar

Voss, Ingried, geb. **Fregin**, aus Schwengels, Kreis Heiligenbeil, jetzt 55369 Maple Grove, Minnesota, USA, am 28. Januar

Wiebrock, Frieda, aus Allenbruch, Kreis Lötzen, jetzt Ubbedisser Straße 70, 33699 Bielefeld, am 3. Februar



Laskawy, Alfred, aus Kobulten, Kreis Ortelsburg, und Frau Edith, geb. **Czerwanski**, aus Steinhof, Kreis Sensburg, jetzt Halfeshof 92, 42651 Solingen, am 29. Januar

Achtung! Adressänderung!

Hamburg – Die Landsmannschaft Ostpreußen sowie die *Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt* sind umgezogen, und haben nun eine neue Anschrift: Landsmannschaft Ostpreußen, beziehungsweise *Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt*, Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg. Sowohl die Telefonnummern als auch die E-Mailadressen behalten ihre Gültigkeit.

Durch den Umzug kam es zu Kommunikationsproblemen – wir bitten Sie, dieses zu entschuldigen. **Ihre Redaktion**

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Freitag, 25. Januar, 20.15 Uhr, NDR: Neue Heimat Ostpreußen.

Sonnabend, 26. Januar, 20.15 Uhr, ARD: So weit die Füße tragen.

Sonnabend, 26. Januar, 20.15 Uhr, Bayern: Der neunte Tag.

Sonntag, 27. Januar, 9.20 Uhr, WDR5: Alte und Neue Heimat.

Sonntag, 27. Januar, 23.15 Uhr, Bayern: Grüße aus Dachau.

Montag, 28. Januar, 22 Uhr, WDR: die story – Die Flucht

Eigener Herd ...

Viele Erinnerungen prägen das Leben

Von H. PATZELT-HENNIG

Datt Brotke es em Oawe, un de leewe Gottke es boawe!" hörte ich meine Großmutter murmeln, als sie nach unserer Rückkehr in die Heimat 1945 zum ersten Mal wieder dem Backofen ihres eigenen Herdes zwei beachtliche Brote anvertraut hatte. Vielleicht hatte sie diesen Spruch immer gesprochen, wenn sie Brot geschoben hatte, mir war es jedoch nie aufgefallen. In der Zeit vor der Flucht hielt ich, wenn bei uns Brot gebacken wurde, es nur für wichtig, daß ich mein Schmeckkuckelchen bekam. Ein kleines, handgroßes Brot, das für mich mitgebacken wurde und mir allein gehörte.

Die Brote, die jetzt im Ofen steckten, konnten hingegen auch aus meiner Sicht nicht groß genug sein. Viel Mühe hatte es gekostet, daß sie so groß wurden. Wir hatten zunächst das Getreide, das wir bei der Rückkehr noch vorgefunden hatten, sorgfältig von dem säubern müssen, was die Mäuse darin hinterlassen hatten. Dann mußte das Korn auf einer kleinen Kaffeemühle gemahlen werden, was bei der erforderlichen Menge einiges an Mühe und Zeit kostete. Immer malmte und quietschte das kastaniengroße Mahlwerk auf einem der Schöße von Mutter, Großmutter oder Großtante, ganz gleich zu welcher Tageszeit.

Dann war aus dem Mehl endlich Brotteig geworden. Und während Großmutter ihn knetete, standen wir um die hölzerne Mulde wie zum Abendmahl vor einem Altar. Denn Brot hatte lange nicht mehr unsere Mahlzeiten bereichert. Auf dem wochenlangen Fußmarsch aus der Nähe von Danzig, wo uns die Russen überrascht hatten, bis zu unserem Dorf an der Memel hatten wir fast nur von fettloser Kartoffelsuppe gelebt, die wir uns abends in den verlassenen Häusern, in denen wir übernachteten, kochten. Und nach Hause zurückgekehrt, sah es ähnlich aus. Suppe morgens, Suppe abends und oft auch mittags in irgend einer Art. Es gab keinerlei Versorgung. Daß auf unseren Tisch nun wieder Brot gelangen sollte, war ein Segen, den ich gar nicht recht fassen konnte. Und den Augenblick, als die beiden braunen Brotlaibe vor uns lagen, habe ich nie vergessen.

AUS DEN HEIMATKREISEN

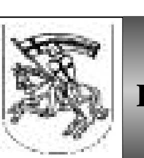
Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



ANGERBURG

Kreisvertreter: Kurt-Werner Sadowski. Geschäftsstelle und Archiv: Bärbel Lehmann, Telefon (0 42 61) 80 14, Am Schloßberg 6, 27356 Rotenburg (Wümme)

Einladung zur 50. Heimatpolitischen Tagung nach Rotenburg (Wümme) – Zu dieser traditionellen Veranstaltung am 23. / 24. Februar im Bürgersaal, Am Pferdemarkt 3, 27356 Rotenburg (Wümme) laden der Landkreis Rotenburg (Wümme) als Patenschaftsträger und die Kreisgemeinschaft Angerburg alle geschichtlich und kulturell interessierten Ostpreußen und deren Nachkommen herzlich ein. Eingeladen sind auch alle Freunde der Kreisgemeinschaft Angerburg. Ein Tagungsbeitrag wird nicht erhoben. Die Tagung findet in diesem Jahr zum 50. Male statt und hat aktuelle Themen nicht ausgeklammert, aber auch zur Verständigung mit unseren östlichen Nachbarn beigetragen. Aus Anlaß der 50. Heimatpolitischen Tagung gibt der Landkreis Rotenburg (Wümme), Patenschaftsträger der Angerburger, nach den Vorträgen des ersten Tages für die Tagungsteilnehmer im Tagungslokal (Bürgersaal) einen Empfang. Mit einem gemeinsamen Abendessen (Elchbraten) und einem Gedankenaustausch mit interessanten Tagungsteilnehmern endet der Tag. Bereits ab 14 Uhr ist am 23. Februar 2008 der Bürgersaal geöffnet, und es werden Kaffee / Tee und Kuchen angeboten. Nach der Eröffnung der Tagung um 15 Uhr wird Jochen-Konrad Fromme (MdB) einen „Bericht aus der Arbeitsgruppe Vertriebene, Flüchtlinge und Aussiedler der CDU / CSU Bundestagsfraktion" geben. Es besteht somit die Möglichkeit, sich aus erster Hand über die Themen der Zeit zu informieren. Danach wird Dr. Stefan Garsztecki von der Universität Bremen das Thema „Vergangenheit und Gegenwart der polnischen und deutschen Beziehungen" behandeln. Nach den Vorträgen ist eine kurze Aussprache vorgesehen. Am Sonntag, 24. Februar, 9.30 Uhr, wird die Tagung mit einem Vortrag von Frauke Reinke-Wöhl aus Rotenburg (Wümme) fortgesetzt. Er hat „Das Schloß Steinort der Grafen Lehndorff mit historischen und neuen Fotos" zum Thema. Es ist schon ein Trauerspiel, wie mit diesem historischen Bauwerk nach 1945 umgegangen wurde. Die Tagung mit kompetenten Referenten verspricht, wieder sehr interessant zu werden, und wird gegen 12 Uhr enden. Die Teilnahme an der 50. Heimatpolitischen Tagung sollte für heimattreue Ostpreußen und deren Nachkommen selbstverständlich sein. Anmeldungen, auch für das Elchbratenessen zum Preis von 22 Euro pro Person einschließlich Dessert, und eventuelle Übernachtungswünsche werden bis zum 12. Februar 2008 (Posteingang) an die Geschäftsstelle der Kreisgemeinschaft Angerburg, Am Schloßberg 6, 27356 Rotenburg (Wümme), erbeten.



FISCHHAUSEN

Kreisvertreter: Wolfgang Sopha, Geschäftsstelle: Fahltskamp 30, 25421 Pinneberg, Tel.: (0 41 01) 2 20 37 (Di. und Mi., 9 bis 12 Uhr, Do. 14 bis 17 Uhr), Postfach 17 32, 25407 Pinneberg, E-Mail: geschaeftsstelle@kreis-fischhausen.de

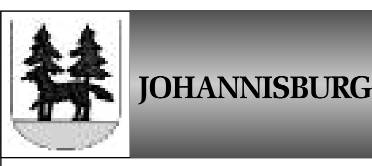
Reise 2008 – In der Zeit vom 15. bis 21. / 22. August veranstalten der Kreis Pinneberg und der Kreis Cranz (Selenogradsk) in Zusammenarbeit mit unserer Kreisgemeinschaft ein Projekt „Deutsche Tage im Rayon Selenogradsk". Zu dieser Veranstaltung bieten wir allen Kreismitgliedern eine Teilnahme an. Geplant ist eine Reise – wahlweise mit Flugzeug oder Kleinbussen (acht Personen) vom 13. / 14. bis 22. / 23. August – mit Unterbringung im Hotel Sambia in Cranz. Selbstverständlich werden auch wieder, in gewohnter Weise, Ausflüge und Unterhaltung angeboten, wobei die „Freizeit" nicht zu kurz kommt. Da nur noch einige Plätze frei sind, sollten sich Interessenten möglichst umgehend – spätestens bis zum 25. Januar bei der Kreisgeschäftsstelle, Telefon (0 41 01) 2 20 37, oder beim Stellvertretenden Vorsitzenden per E-Mail: KALUN@stseebad-cranz.de (Name, Vorname, Anschrift, DZ oder EZ, Flugzeug / Bus oder eigenem Auto beziehungsweise Eigenbuchung mit Eisenbahn) vorläufig anmelden. Die Teilnehmerzahl ist auf 50 Personen begrenzt. Spätere Anmeldungen können nicht mehr berücksichtigt werden, da wir Ende Januar die Preisabsprachen treffen werden. Bus-Fahrkosten (hin und zurück) rund 160 bis 180 Euro, bei Abholung von der Wohnung plus rund 50 Euro, DZ-Übernachtungskosten in Stettin Hotel Sambia DZ pro Person Ü / HP etwa 315 Euro, EZ etwa 420 Euro. Preise nur als Anhalt, richten sich nach der Teilnehmerzahl.



INSTERBURG

Geschäftsstelle: Telefon (0 21 51) 4 89 91, Fax (0 21 51) 49 11 41. Besuche nur nach vorheriger Terminvereinbarung. Altes Rathaus, Am Marktplatz 10, 47829 Krefeld

Heimatgruppe Darmstadt – Stammtisch: Für den nächsten Stammtisch der Heimatgruppe Darmstadt, der am Freitag, 8. Februar, 11.30 Uhr, im Bürgerhaus in Darmstadt Wixhausen stattfindet, laden wir hiermit alle interessierten Landsleute herzlich ein.



JOHANNISBURG

Kreisvertreter: Willi Reck, Georg-Büchner-Straße 7, 31224 Peine, Telefon (0 51 71) 80 59 72, Fax (0 51 71) 80 59 73. Schriftführerin: Marlene Gesk, Unewattfeld 9, 24977 Langballig, Tel. (0 46 36) 15 60, Fax (0 46 36) 88 33

Masurenreise: zwölf Tage vom 12. bis 23. August – Start der Reise am 12. August in Moers mit Zustiegsmöglichkeiten in Dortmund, Hamm, Herford, Hannover, Helmstedt und Berli-

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 19

»Drei Möwen als Widmung«

Nachruf für den ostpreußischen Seefahrtsschriftsteller Kurt Gerdau

Von RUTH GEEDE

Es gibt Menschen, denen man im Laufe eines langen Lebens begegnet ist, die auch nach Jahr und Tag präsent sind, selbst wenn man sich lange nicht gesehen hat. Ein Telefongespräch genügt manchmal, um die alte Verbindung wieder aufzunehmen, die trotz beiderseitigen Schweigens niemals gekappt wurde. Sie haben einmal unseren Lebensbereich oder Arbeitskreis tangiert, es sind Bekannte, Kollegen, Nachbarn, Gesprächspartner – für das Wort Freundschaft wäre die Latte zu hoch gesetzt, vielleicht wurde sie manchmal berührt. Solch ein Mensch war für mich Kurt Gerdau – leider muß ich die Vergangenheitsform wählen, denn der Schriftsteller aus dem ostpreußischen Saalfeld ist nicht mehr unter uns. Kurt Gerdau verstarb jetzt 77jährig in seinem letzten Wohnort Tostedt in der Lüneburger Heide.

> Verständigung ohne viele Worte

Lange hat er in Hamburg gelebt, die Stadt, die in ihm die Liebe zur See weckte. Die vielleicht schon auf der Flucht begann, als der 14jährige auf dem Eisbrecher „Preußen" in den Westen kam. Die Hansestadt wurde für ihn zum Heimathafen, denn seinen Berufswunsch – Lehrer – hatte er aufgegeben und er ging als Offiziersanwärter auf die Viermastbark „Padua". Sieben Jahre fuhr er als Kapitän zur See, Jahre, die auch dann, als er 1962 für immer an Land ging, sein weiteres Leben und Schaffen bestimmten, denn Kurt Gerdau wurde zu einem der bekanntesten Seefahrtsschriftsteller der Nachkriegszeit. Er schrieb ein Buch nach dem anderen, 25 wurden es im Laufe der Zeit, und alle haben sie mit der Seefahrt zu tun. Ebenso die meisten seiner rund 200 Erzählungen und viele Fachbeiträge, von denen auch *Das Ostpreußenblatt* profitierte. Kurt Gerdau hat jahrelang den maritimen Sektor unserer Zeitung bestritten, war immer präsent, wenn es um Schiffahrtsfragen ging. Besonders lagen ihm die Windjammer am Herzen, die große Zeit der Segelschiffahrt dokumentierte er in Büchern wie „Padua", „Cimbria" und „Rickmer Rickmers". Sein bekanntestes Werk ist wohl „Weihnachten auf See", das für uns Ostpreußen wichtigste aber das Buch „Albatros", das die Flucht über See im Rahmen der größten maritimen Rettungsaktion der Geschichte behandelt: Am 25. Januar 1945 lief der Fördedampfer „Albatros" in den Königsberger Seekanal ein, um die von der russischen Armee Eingeschlossenen vor der tödlichen Bedrohung zu retten. Als nach 115 Tagen die Aktion „Rettung über See" endete, waren von der „Albatros" und weiteren rund 790 Schiffen über zwei Millionen Soldaten und Flüchtlinge in den Westen gebracht worden. Ihre letzte Fahrt führte die „Albatros" noch einmal auf die Ostsee, wo sie in Damp 2000 an Strand gesetzt und damit ihrer neuen Aufgabe zugeführt wurde: als „Erinnerungsstätte Albatros – Rettung über See". Zur Realisierung dieses 1980 gefaßten Planes hat der damalige Chefredakteur des *Ostpreußenblattes*, Hugo Wellems, maßgeblich beigetragen. Kurt Gerdau behandelt in seinem Buch die Geschichte dieser für uns Vertriebenen so wichtige Erinnerungsstätte in allen Einzelheiten. Deshalb ist es für mich das wichtigste Buch aus seiner Feder, vor allem, weil es auch eine persönliche Widmung enthält: kurz und knapp: „Für Ruth von Kurt". Aber ergänzt durch drei wie hingeworfen gezeichnete Striche in Wellenform, die unschwer als Möwen zu erkennen sind.

Sie sind bezeichnend für die Verbindung, die wir jahrelang hatten, als wir nachdem er in Hamburg – ähnlich wie ich – als Publizist die Mitarbeit an Tageszeitungen aufgenommen hatte, uns eine zeitlang auf den verschiedensten Veranstaltungen fast wöchentlich begegneten. Neben den aktuellen Themen kam aber immer wieder das Gespräch auf unsere gemeinsame Heimat, das verband uns über den journalistischen Alltag. Und auch später, als er Hamburg verließ, um sich in der Heide endgültig eine Heimstatt zu schaffen, blieb der Kontakt bestehen, wenn ich ihn anrief, um seine auf Erfahrung beruhende Meinung zu erfragen, die er dann auch sehr deutlich artikulierte – kurz und knapp wie die Widmung. In Tostedt entstanden dann auch seine letzten Bücher wie „Der Choral der Zeit", das einzige in seiner langen Schaffensliste, das nichts mit Seefahrt zu tun hat. Kurt Gerdau verarbeitet in ihm seine Jugendjahre in Saalfeld, „ein Buch, das mitreißt, das betroffen macht, dessen erzählerischer Kraft man sich nicht entziehen kann". So die Kritik, die für sein gesamtes Schaffen stehen könnte.

> Die »Albatros« ließ ihn nie los

Nun hat er die letzte Fahrt angetreten. Farewell, Kurt Gerdau.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung von Seite 18

ner Ring. Reiseroute: 12. August, nach Stettin mit Stadtbesichtigung und Zwischenübernachtung. Am 13. August, Fahrt durch Pommern nach Elbing für drei Nächte. Am 14. August, nach Frauenburg (Dombesichtigung), Frische Nehrung (Schiffsfahrt), auf Wunsch Marienburg. Am 15. August, nach Danzig, Zoppot, Oliva. Am 16. August, Schiffsfahrt nach Buchwalde über den Oberlandkanal mit den Rollbergen oder mit dem Reisebus über Buchwalde direkt nach Lötzen für sechs Nächte. Am 17. August, Fahrt nach Arys und Johannisburg. Am 18. August, Schiffsfahrt Lötzen / Nikolaiken (Venedig Masurens). Am 19. August, Rundfahrt durch Masuren: Angerburg, Angerapp, Goldap, Treuburg, Lyck, Arys. Am 20. August, zur freien Verfügung. Am 21. August, Wallfahrtskirche Heiligelinde (auf Wunsch Rastenburg und „Wolfsschanze“), 22. August, Abfahrt von Lötzen zum Raum Landsberg (Warthe) zur letzten Übernachtung. Am 23. August, Rückfahrt über die gleichen Haltestellen wie auf der Hinreise. Die Fahrt wird durchgeführt von der Gemeinschaft „Arys Stadt und Land“, Mitglied der Kreisgemeinschaft Johannisburg. Interessenten an der Reise werden gebeten, sich möglichst an den Organisator der Fahrt zu wenden: Waldemar Wyludda, Gubener Straße 8, 30823 Garbsen, Telefon (0 51 37) 7 65 68, oder Telefon (01 77) 3 50 13 02.



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Telefon (02 03) 2 83 21 51.

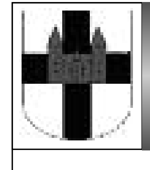
Gruppe Süd – Ostpreußen verpflichtet! Herzliche Einladung zum Ostpreußentreffen in Berlin, Pfingsten 2008. Werdet nicht müde, Euch zu bekennen – stets Königsberg Preußen zu nennen! Liebe Landsleute, wo Ihr auch überall verstreut leben wohnen müßt; ob in Mittel-, West-, Nord- oder Süd-Deutschland und auch im Ausland – Kommt zu unserem Deutschlandtreffen nach Berlin, Pfingsten 2008. Ich habe ein gutes Hotel in Berlin und dort Zimmer vorbestellt. DZ 74 Euro, zwei Personen mit Frühstück und einige Einzelzimmer (54 Euro). Dort haben wir auch die Möglichkeit am Abend gemeinschaftliche Stunden zu verbringen. Gemeinschaft erfreut und stärkt uns in unserer Heimatliebe zu unserem geliebten Ostpreußen. Auf dem Messegelände am Funkturm finden sich auch wieder reservierte Tische für Königsberg. Anmeldungen an den stellvertretenden Stadtvertreter Gerhard Thal, Stifterweg 38, 89075 Ulm, Telefon (07 31) 9 50 83 30, am bestens abends.



KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

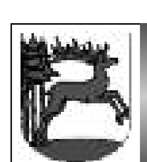
Angebot – Aus Anlaß der über 60jährigen Wiederkehr von Flucht und Vertreibung empfehlen wir – die Kreisgemeinschaft – als Lektüre oder Geschenk: „Die Kämpfe um Ostpreußen und das Samland“, von Helmut Borkowski, 175 Seiten, DIN-A4-Format, zum Preis von 15 Euro einschließlich Versandkosten. Die textlichen Abhandlungen erstrecken sich inhaltlich über den Zeitraum vom Sommer 1944 bis zu den Ereignissen und Endkämpfen im Frühjahr 1945. Die teilweise bis in die Details gehenden Darstellungen fesseln auch die nicht aus Ostpreußen stammenden Leser. Es sind in diesem Werk, in begrenztem Umfang, auch Texte aus russischen Quellen wiedergegeben. Zu beziehen durch die Heimatkreisgemeinschaft Landkreis Königsberg, im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 97, täglich zwischen 19 und 21 Uhr.



NEIDENBURG

Kreisvertreter: Jürgen Szepanek, Nachtigallenweg 43, 46459 Rees-Haldern, Tel. / Fax (0 28 50) 10 17

Pfingstheimatbrief 2008 – Aus redaktionellen Gründen wird darauf hingewiesen, daß die Beiträge für den Pfingstheimatbrief bis spätestens 29. Februar 2008 beim Schriftleiter Jürgen Kowalek, Bromberger Straße 26, 28816 Stuhr, vorliegen müssen. Dieser Termin ist auch bei Familiennachrichten (Geburtstagen, Hochzeiten etc.) einzuhalten. Die Beiträge für die Familiennachrichten können Sie sofort an den Verwalter der Mitgliederdatei, Hans-Ulrich Polraka, An der Friedenseiche 44, 59597 Erwitte, senden. Eine große Zahl der Weihnachtsausgabe des Heimatbriefes konnte leider auch diesmal nicht zugestellt werden, weil sich die Anschriften der Bezieher geändert hatten. Alle Landsleute werden deshalb dringend gebeten, Adressenänderungen und sonstige Personenstands-Änderungen sofort dem Verwalter der Mitgliederdatei mitzuteilen. Sie vermeiden dadurch Zustellungsverzögerungen und kostenaufwendige Nachforschungen und Nachsendungen.



ORTELSBURG

Kreisvertreter: Edelfried Baginski, Tel. (02 09) 7 20 07, Schweidnitzer Straße 21, 45891 Gelsenkirchen. Geschäftsführer: Manfred Katzmarzik, Tel. (02 31) 37 37 77, Am Kirchenfeld 22, 44357 Dortmund

Ausblick auf 2008 – Liebe Landsleute, vor uns liegt wieder ein ereignisreiches Jahr mit vielen Vorhaben und Aktivitäten im Zusammenhang mit der Arbeit für unsere Heimat und der Pflege unserer landsmannschaftlichen Verbundenheit. Nicht nur die Landsmannschaft Ostpreußen, sondern auch die Kreisgemeinschaft Ortelsburg blickt auf ihr 60jähriges Bestehen zurück. Unsere Heimattreffen und besonders auch das Deutschlandtreffen zu Pfingsten in Berlin werden dem Rechnung tragen. Alle Termine und Busreisen sind im Heimatboten 2007 aufgeschrieben. Außerdem finden satzungsgemäß in diesem Jahr wieder die Wahlen zum Ortelsburger Kreistag statt. Als Kandidaten für die 16 Landbezirke und die drei Städte haben sich sowohl bisherige bewährte Kreistagsmitglieder gemeldet als auch einige neue Landsleute. Bis Februar 2008 können sich weitere Landsleute bei mir melden, die an einer Mitarbeit im Ortelsburger

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 20

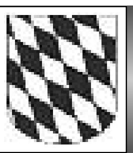
LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT
LANDESGRUPPEN



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Schwenningen – Montag, 4. Februar, 10.20 Uhr, Fahrt der Wandergruppe nach Bad Dürrheim. Die Teilnehmer treffen sich um 10.20 Uhr vor dem Schwenninger Bahnhof. – Donnerstag, 14.30 Uhr, Treffen der Senioren im Restaurant Thessaloniki. Es werden lustige Geschichten zur Faschingszeit aus der Heimat, jenseits von Oder und Neiße vorgetragen.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Augsburg – Sonnabend, 26. Januar, 13 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Riedinger Park, Wolfgangstraße 15. Anschließend gibt es Kartoffelgerichte.

Bad Reichenhall – Wird’s besser – wird’s schlimmer, fragt man alljährlich. „Leben ist immer lebensgefährlich.“ Mit diesem Zitat von Erich Kästner begrüßte Lm. Hoffmann Landsleute und Gäste beim ersten Heimatnachmittag der Gruppe. Zuerst stand, nach der Prüfung, der Kassenbericht von Jutta Karl auf dem Programm. Es wurde der Schatzmeisterin Entlastung erteilt und Dank für die korrekte Abrechnung von allen ausgesprochen. Dann kam Hoffmann auf ein trauriges Kapitel der deutschen Vertriebenen zu sprechen: Das „Zentrum gegen Vertreibungen“ – selbst 63 Jahre nach der größten Vertreibung aller Zeiten, ist es unmöglich, daß in Berlin eine würdige Gedenkstätte errichtet werden kann. Während andererseits Moscheen mit Minaretts und Islamzentren wie Pilze aus der Erde schießen. Vielleicht ist an dieser Misere der Bund der Vertriebenen (BdV) auch mit schuld. Die Umbenennung in „Zentrum gegen Vertreibung(en)“ war ein Fehler, da sich nun unsere Nachbarn aufgefordert fühlen sich einzumischen. Für Hoffmann ist das „Zentrum gegen Vertreibungen“ praktisch tot. Da ist es gut, daß in Borna bei Leipzig eine Gedenkstätte fast fertig ist. Diese erinnert unter anderem an die zwölf Millionen Vertriebenen, an die vielen Opfer und Kriegsgefangenen. Ohne jegliche staatliche Hilfe und Unterstützung, nur mit privaten Mitteln ist in Borna eine Gedenkstätte für die deutschen Opfer entstanden.

Hof – Sonnabend, 9. Februar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe zum Grützwurstessen im Restaurant am Kuhbogen, Hof. – Der Erste Vorsitzende Christian Joachim begrüßte alle Mitglieder und Gäste herzlich, dankte für das zahlreiche Erscheinen und wünschte für das neue Jahr alles Gute. Besonders dankte er für die tatkräftige Unterstützung der Gruppe bei allen Veranstaltungen des vergangenen Jahres. Mit einem Neujahrsgedicht begrüßte Hildegard Drogomir die Anwesenden im neuen Jahr. Als Prominenten erinnerte sie an den vielseitigen Künstler Karl Storch der Jüngere, der am 25. November 1899 in Berlin geboren wurde und am 15. Juni 1991 in Wohltorf starb. Er wuchs in Ostpreußen auf und lernte das Land und die Menschen dort lieben. Als freischaffender Künstler wirkte er bei Ausstellungen im In- und Ausland mit und erhielt viele Auszeichnungen für sein künstlerisches Schaffen. Christian Joachim erinnerte an alle gelungenen Veranstaltungen der Gruppe im vergangenen Jahr. Für treue 25jährige Mitgliedschaft in der Gruppe wurden geehrt: Dorsi Franzke als Kassenprüferin bescheinigte dem Schatzmeister korrekte Führung der Bücher für Ein- und Ausgabe und sorgfältigste Führung. Jugendreferentin Jutta Starosta verlas den Bericht über die Jugendarbeit und Auftritte der Volkstanzgruppe. Einstimmig wurde das vorbildliche Arbeiten des Vorstandes gelobt und letzterer für das vergangene Jahr (2007) entlastet. Helmut Starosta fungierte als Wahlleiter und führte die Wahl zügig durch. Ämterverteilung des neuen Vorstandes 2008: Erster Vorsitzender Christian Joachim, Schatzmeister Klaus-Dieter Napromski, Stellvertreterin Christel Starost, Schriftführerin Renate Pfaff, Stellvertreterin Jutta Starosta, Verbindungsfrau Waltraut Hahn, Jugendreferentin Jutta Starosta, Kulturwartin Hildegard Drogomir, Stellvertreterin Gerda Künzel, Kassenprüfer Gert Oehler, Beisitzer Renate Oehler, Bernd Hüttner, Detlef Kruck. Der neugewählte Vorstand nahm die Wahl an und wird sein Bestes geben. Mit gemeinsam gesungenen Liedern und Vorträgen klang der Nachmittag aus.

München Nord / Süd – Freitag, 8. Februar, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München.

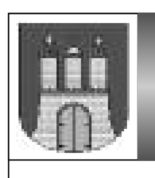
Landshut –Dienstag, 5. Februar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe zum Fasching im „Zur Insel“.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Sonnabend, 16. Februar, 15 Uhr (Einlaß 14.15 Uhr), „Bremer Ostpreußentag mit Fleck und Klopsen“ im Konferenzzentrum Airport Bremen, Flughafenallee 26, Bremen. Zur Aufwärmung gibt es zunächst ein Stück Kuchen mit Kaffee / Tee / Kakao. Für das Zwischenprogramm konnte Herr Christochowitz gewonnen werden, der mit seiner Unterhaltungsmusik Gelegenheit zum Tanzen und Zuhören gibt. Dazwischen gibt es einige Mundartdarbietungen des „Arbeitskreis Ostpreußisch Platt“. Das Essen beginnt mit dem traditionellen Pillkaller. Das Vorstandsmitglied Hans Rummel kümmert sich in bewährter Weise um die ordnungsgemäße Fleck-Zubereitung. Eintritt und Essen für Mitglieder 18 Euro, Nichtmitglieder 22 Euro, Eintritt ohne Essen kostet 10 Euro weniger, darin sind auch Kuchen und Pillkaller enthalten. Ein fester Tischplan ist vorgesehen. Eine schnellstmögliche Anmeldung und Nennung des Speisewunsches (Fleck oder Klopse) wird empfohlen. Anmeldungen bei Frau Reiter, Kiebitzbrink 89, Telefon (04 21) 27 10 12 (für Borgfeld / Lilienthal), oder in der Geschäftsstelle, Parkstraße 4, 28209 Bremen, Telefon (04 21) 3 46 97 18.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonntag, 27. Januar, 11 Uhr, Neujahrsempfang des Landesverbandes der vertriebenen Deutschen in Hamburg (LvD) im Haus der Heimat, Teilfeld 1, gegenüber der S-Bahnstation Stadthausbrücke. – Sonntag, 17. Februar, 14 Uhr. Die Fahrt zur Dittchenbühne muß leider entfallen! Die Theateraufführung wird auf einen späteren Zeitpunkt verschoben. Eventuelle Rückfragen an W. Bridszuhn, Telefon (0 40) 6 93 35 20. Vielen Dank für Ihr Verständnis. – Sonntag, 24. Februar, 14 Uhr, Fahrt zur Dittchenbühne (neuer Termin!) und Besuch der Theateraufführung „Die Weber“. Abfahrt des Busses ab Kirchenallee (Hauptbahnhof) 14 Uhr, Kaffeetrinken 15 Uhr, Theateraufführung 16 Uhr, Rückfahrt gegen 18.30 Uhr. Gesamtpreis einschließlich Kaffeetafel 26 Euro (ohne Busfahrt 16 Euro). Anmeldung bei W. Bridszuhn, Telefon (0 40) 6 93 35 20.

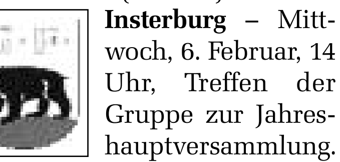
HEIMATKREISGRUPPE



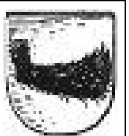
Gumbinnen – Sonnabend, 2. Februar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, Teilfeld 1, Hamburg, zu erreichen mit der S-Bahn bis Station Stadthausbrücke oder mit der U-Bahn bis Station Rödingsmarkt und einem Fußweg von sechs Minuten. Man geht in Blickrichtung Michaeliskirche. Landsleute und Gäste sind herzlich willkommen. Es erwartet Sie wie immer eine Kaffeetafel und ein fastnächtliches Programm.



Heiligenbeil – Ostpreußentreffen 2008 in Berlin. Die Heimatgruppe Heiligenbeil bietet allen Landsleuten, die zum Treffen der Landsmannschaft Ostpreußen am 10. und 11. Mai 2008 wollen, die Möglichkeit, an diesem Treffen teilzunehmen. Reisebeginn am 8. Mai. Reiseverlauf: 1. Tag: Fahrt von Hamburg nach Potsdamm, Besuch des Schloßgartens von Sanssouci, sowie des bekannten Weingartens, anschließend Besichtigung von Schloß Sanssouci. 2. Tag: Fahrt in den Spreewald mit Kahnfahrt, Mittagessen, Besuch des Freilandmuseums mit Führung. Zum Abschluß Besuch beim Spreewaldmüller. 3. Tag: Besuch des Deutschlandtreffens der Ostpreußen. 4. Tag: Besuch des Deutschlandtreffens der Ostpreußen, gegen 15 Uhr erfolgt die Heimfahrt. Preis bei Halbpension im DZ 264 Euro, inklusive Reiserücktrittversicherung, pro Person. Das Einzelzimmer kostet 309 Euro. Anmeldung bis 20. Januar bei Lm. K. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60.



Insterburg – Mittwoch, 6. Februar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe zur Jahreshauptversammlung. Jahresrückblick und Kappenfest im „Zum Zeppelin“, Veranstaltungsraum Empore, Frohmestraße 123-125, 22459 Hamburg.

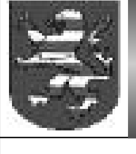


Sensburg – Sonntag, 20. Januar, 15 Uhr, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommen.

BEZIRKSGRUPPEN

Hamburg / Billstedt – Dienstag, 8. Februar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Ärztehaus, Restaurant, Möllner Landstraße 27, 22111 Hamburg. Gäste willkommen. Anmeldung bei Amelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 28. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88 (mit dem Bus 443 bis Waldquelle). Thema: „Auch der Winter kann schön sein – Winter im allgemeinen und besonders in Ost- und Westpreußen“.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Darmstadt – Sonnabend, 2. Februar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Luise-Büchner-Haus / Bürgerhaus Am See, Grundstraße 10 (EKZ), Damstadt-Neu-Kranichstein. Nach der Kaffeetafel fröhliche Stunden beim „Preußischen Fasteloawend“. – Für Die Busfahrt zum Deutschlandtreffen vom 9. bis 12. Mai sind noch Plätze frei. Preis pro Person für Fahrt und drei Übernachtungen mit Frühstücksbüffet im DZ 220 Euro, im EZ 272 Euro. Weitere Informationen und Anmeldung bei Gerhard Schröder, Telefon (0 61 51) 14 87 88.

Dillenburg – Mittwoch, 30. Ja-

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 20

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

nuar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Café Eckstein, Königsberger Straße, Dillenburg. Nach dem Kaffeetrinken wird Waltraud Franz als Zeitzeugin aus dem Buch der Zeitungsgruppe Lahn / Dill „Hier sollt ihr nun zu Hause sein“ ihren Beitrag über Flucht und Vertreibung 1945 von Lötzen / Ostpreußen nach Haiger / Hessen lesen. Gäste sind herzlich willkommen.

Kassel – Dienstag, 5. Februar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zur Jahreshauptversammlung im Eifelweg 28. Anschließend liest Ruth Barthel heitere Geschichten aus der Heimat vor. – Besser als mit dem Bild- und Textbeitrag von Helge Tismer konnte das Programmjahr der Gruppe kaum beginnen. Der pensionierte Schulleiter las aus ostpreußischen Fibeln und alten Lesebüchern Merkverse, Gedichte und kurze Lesestücke vor, die Generationen von Schülern in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Freude, zuweilen aber auch Verdruß bereiteten. Das Aha-Erlebnis steigerte sich noch durch das Bildangebot mit den zeittypischen Darstellungen, beispielsweise des Dorflebens mit seinen Tieren, des Ernteeinsatzes und der Berufswelt. In den ersten Jahrgangsklassen nimmt das Kinderspiel den ihm gebührenden Raum ein. Wer erinnert sich nicht an „Hickelhäuschen“ oder an die Reifenspiele. Die Königsberger Kinder lasen in der Fibel „Kinderland am Pregelstrand“ etwa den Aufsatz „Juchhei, wir gehen in den Tiergarten“, wohingegen Friedrich Güllß „Büblein auf dem Eis“ eine reichsweite Verbreitung fand. Viele der Anwesenden folgten der Einladung des Referenten zum Mitsprechen der einst auswendig gelernten Gedichte gern. Der Pädagoge ergänzte die ausgewählten Lesetexte mit interessanten Erläuterungen zu den Lebensumständen und Erziehungszielen der damaligen Zeit. Wollte man einen Vergleich zur Gegenwart ziehen, so ist augenfällig, wie seinerzeit neben dem mahnenden Zeigefinger das freudige Miteinander die Lernschritte erleichtern sollte. Heutige Schullesebücher sind problemorientierter angelegt und meiden eher die unbefangene Fröhlichkeit.

Wiesbaden – Donnerstag, 7. Februar, 17.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum Stammtisch im Restaurant Kleinfeldchen, Hollerbornstraße 9, Wiesbaden, zum großen Herings-Büfett. Es kann auch nach der Speisekarte bestellt werden. Anmeldungen umgehend bei Familie Schetat, Telefon (0 61 22) 1 53 58. Auch wer das Herings-Büfett nicht möchte, bitte unbedingt für die Platzdisposition anmelden. ESWE-Busverbindung: Linie 4, 17, 23, 24 und 27 (Haltestelle Kleinfeldchen).



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Landesgruppe – Die Gruppen Lüneburg, Uelzen und Celle fahren gemeinsam vom 10. bis 12. Mai zum Deutschlandtreffen nach Berlin. Die Fahrt beginnt in Lüneburg und geht über Uelzen und Celle nach Berlin. Bei guter Beteiligung betragen die Fahrtkosten pro Person voraussichtlich 55 Euro, Übernachtung im DZ pro Person / Nacht 31 Euro, im Einzelzimmer 51 Euro in einem Viersterne Hotel in Potsdam. Nach dem Deutschlandtreffen gibt es am 12. Mai eine Stadtführung durch Potsdam (Holländisches Viertel, Schloßplatz, Nikolaikirche, Schloß Cecilienhof, Park von Sanssouci etc.) Anmeldungen möglichst umgehend erbeten (spätestens bis 15. Februar) für Lüneburg an Dr. Barbara Loeffke, Telefon (0 41 31) 4 26 84, für Uelzen an Bruno Paeger, Am Stadtwald 20, 29525 Uelzen, Telefon (05 81) 1 58 85, für Celle an Manfred Kirrinnis, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Ein genaues Programm erhalten die Teilnehmer bei Reisebeginn.

Bezirksgruppe Lüneburg – Vom 12. bis 22. Juni führt der Kreisverband Lüneburg Schutzgemeinschaft Deutscher Wald wieder eine Busreise nach Ostpreußen durch. Ziele sind Königsberg, Pillau, Rominten, Trakehnen, die Kurische Nehrung (Rossitten, Nidden), Memel, Wilna, Masuren und Thorn. Die Busfahrt beginnt und endet in Brietlingen bei Lüneburg. Es sind noch einige Plätze frei. Auskünfte erteilt Armin Eschment, Telefon (0 58 50) 97 28 30.

Helmstedt – Donnerstag, 31. Januar, 8.30 Uhr, Treffen zur wöchentlichen Wassergymnastik im Hallenbad. Nähere Auskünfte erteilt Helga Anders, Telefon (0 53 51) 91 11.

Osnabrück – Die Gruppe bietet vom 9. bis 17. Mai eine Fahrt nach Berlin an. Die Unterbringung erfolgt in einem guten Hotel mit Halbpension. Auf dem Programm steht das Deutschlandtreffen vom 10. bis 11. Mai. Darüber hinaus werden eine dreistündige Stadtführung in Berlin sowie Rundfahrten unternommen. Anmeldungen an Xenia Sensfuß, Telefon 43 07 51, oder Gertrud Franke, Telefon 6 74 79.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Montag, 4. Februar, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock. – Donnerstag, 7. Februar, 15 Uhr, Gesprächskreis der Königsberger und Freunde der ostpreußischen Hauptstadt in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock.

Bonn – Sonnabend, 16. Februar, „Winterfest der ostdeutschen Landsmannschaften“ im kleinen Saal, Stadthalle Bad Godesberg.

Düsseldorf – Mittwoch, 6. Februar, 15 Uhr, Ostdeutsche Stickerei mit Helga Lehmann und Christel Knackstädt im Raum 311, GHH. – Freitag, 8. Februar, 18 Uhr, Stammtisch mit Erich Pätzel im Restaurant Akropolis, Immermannstraße 40.

Gütersloh – Montag, 28. Januar, 15 Uhr, Treffen Ostpreußischer Singkreis in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt: Ursula Witt, Telefon 3 73 43. – Dienstag, 29. Januar, 15 Uhr, Treffen der Ostpreußischen Mundharmonika-Gruppe in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt: Bruno Wendig, Telefon 5 69 33. – Am 10. und 11. Mai (Pfingsten 2008) findet in Berlin das Deutschlandtreffen der Ostpreußen statt. Die Gruppe organisiert eine dreitägige Fahrt. Auf dem Programm stehen neben dem Besuch der Veranstaltung auf dem Messegelände eine Rundfahrt in Potsdam, eine Lichterfahrt durch Berlin mit Besuch der Hackschen Höfe, des neuen Hauptbahnhofes und Besichtigung des Reichtagsgebäudes. Nähere Informationen wie zum Beispiel Fahrpreis sowie Anmeldung bei Marianne Bartnik, Telefon (0 52 41) 2 92 11, oder auf der Internetseite: www.jagalla.info.

Köln – Dienstag, 5. Februar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe zum Karneval im Kolpinghaus International, Helenenstraße 32, Köln. Thema des Treffens ist unter anderem „Wilhelm Busch“. Seien Sie zahlreich anwesend, und vergessen Sie Ihre Sorgen.

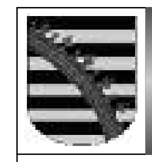
Leverkusen – Auch dieses Mal wird die Gruppe beim Deutschlandtreffen vertreten sein. Reisetermin: Freitag, 9. bis Dienstag, 13. Mai. Folgende Leistungen werden geboten: Zubringerservice ab / bis Haustür, auf Wunsch mit kostenlosem Gepäckservice, Busfahrt, vier Übernachtungen in Berlin, Zimmer mit Bad oder Dusche, WC, TV und Telefon, Stadtrundfahrt und Stadtführung in Berlin (Dauer rund vier Stunden), Sonnabend und Sonntag Bustransfer zum Deutschlandtreffen und zurück. Reisepreis pro Person im DZ 425 Euro, EZ-Zuschlag 117 Euro. Ein Bus ist bereits ausgebucht, für den zweiten Bus werden ab sofort Anmeldungen entgegengenommen. Informationen und Anmeldungen bei Sigisbert Nitsche, Telefon (0 21 71) 3 06 35.

Lippe – Nach den guten Erfahrungen beim vorigen Deutschlandtreffen plant die Gruppe auch in diesem Jahr eine Fahrt zum Deutschlandtreffen in Berlin – Pfingsten 2008. Sonnabend, 10. Mai, 14 Uhr, Beginn in der Deutschlandhalle. Sonntag, 11. Mai, ab 9 Uhr, Ostpreußentreffen. Montag, 12. Mai, Stadtrundfahrt per Schiff und Rückfahrt. Auskünfte und Anmeldungen bei: Frau Mörchel, Eichendorffstraße 10, Lemgo, Telefon (0 52 61) 1 34 46, oder Herrn Schröder, Rosenstraße 17, 32756 Detmold, Telefon (0 52 31) 2 61 72.

Mönchengladbach – Montag, 4. Februar, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Lokal Bürgerklause.

Remscheid – Die Gruppe plant vom 8. bis 10. Mai 2008 eine gemeinsame Busfahrt mit Rahmenprogramm zum Deutschlandtreffen in Berlin. Vorrangig ist der Besuch des Deutschlandtreffens, jedoch ist für den 8. und 9. Mai neben einer Stadtrundfahrt auch ein Besuch in Potsdam vorgesehen. Für den freien Abend stehen Möglichkeiten wie zum Beispiel Wintergarten oder Friedrichstadtpalast offen. Karten dafür können gebucht werden. Das Programm kann jedoch noch Änderungen erfahren. Das Hotel, mit komfortablen Zimmern, liegt im Zentrum zwischen Kurfürstendamm und Potsdamer Platz. Die Reservierung der Zimmer erfordert eine möglichst baldige Entscheidung seitens interessierter Landsleute und Gäste. Wer möchte sich aus dem Raum Remscheid und Umgebung anschließen? Nähere Auskunft erteilt Frau Nagorny, Telefon 6 21 21.

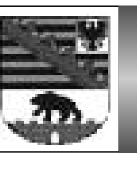
Witten – Donnerstag, 24. Januar, 15.30 Uhr, Treffen der Gruppe im „Wideyzentrum“. Motto: „Wege unserer Landsmannschaft“.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Gahlenzer Straße 19, 09569 Oederan, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag, 9 bis 15 Uhr.

Dresden – Dienstag, 5. Februar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe zur öffentlichen Faschingsfeier in der BdV-Begegnungsstätte, Borsbergstraße 3, 01309 Dresden. – Für die Fahrt zum Deutschlandtreffen am 10. und 11. Mai sind noch Plätze frei. Anmeldungen an Frau Wellnitz, Telefon (03 51) 4 96 15 81, oder im BdV-Büro, Telefon (03 51) 3 11 41 32.

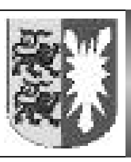


SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 6. Februar, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Bestehornhaus, Hechnerstraße 6, 06449 Aschersleben, Telefon (0 34 73) 9 28 90.

Magdeburg – Dienstag, 5. Februar, 16.30 Uhr, Treffen des Vorstandes in der Gaststätte Post. – Freitag, 8. Februar, 16 Uhr, Singproben im TuS Sportplatz, Neustadt.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

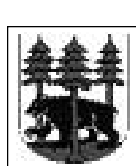
Bad Oldesloe – Zu dem ersten Treffen der Gruppe begrüßte die Zweite Vorsitzende die Anwesenden mit vielen guten Wünschen. Zu einem 101. und einem 93. Geburtstag wurde mit einem Blumenstrauß gratuliert. Thema des Nachmittags war Ernst Wiechert, der Dichter und Schriftsteller aus dem Kreis Sensburg. Katharina Makarowski stellte in ihrem Referat Leben und Werk Wiecherts – von seinem Geburtsort Kleinort über Studium und Tätigkeit am Hufengymnasium in Königsberg, seinen Aufenthalt im KZ Buchenwald bis

zu seinem letzten Wohnort in der Schweiz. Gisela Brauer machte auf die kraftvolle und bildhafte Sprache Wiecherts aufmerksam und gab dazu eine Leseprobe aus dem Roman „Die Jeromin-Kinder“. Eine lebhafte Aussprache schloß sich an. Ulrich Klemens las einen Bericht seiner Großnichte über Flucht und Vertreibung, der in der Heimatzeitung der Elchniederung erschienen war. Es ist ein Bekenntnis der jungen Generation zur Heimat der Vorfahren, wie die Anwesenden feststellten.

Neumünster – Sonnabend, 9. Februar, 18 Uhr, Königsberger Klopsessen der Ostpreußen in der Stadthalle Neumünster.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 19

Kreistag oder an einer Mitarbeit in der Kreisgemeischaft interessiert sind und kandidieren wollen. Besonders würde ich mich über Meldungen jüngerer Nachkommen von Ortelsburgern freuen.



RASTENBURG

Kreisvertreter: Hubertus Hilgendorff, Tel. (0 43 81) 43 66, Dorfstr. 22, 24327 Flehm. Gst.: Patenschaft Rastenburg: Kaiserring 4, 46483 Wesel, Tel. (02 81) 2 69 50

Ostpreußen / Masurische Seenplatte. Neuntägige Reise vom 31. Mai bis 8. Juni – Kommen Sie mit auf eine schöne Reise nach Rastenburg. Ziele diese Reise sind unter anderem Rastenburg, Lötzen, Nikolaiken, Allenstein, die Johannisburger Heide, die Kruttinna, Pommern, die Kaschubische Schweiz und die Marienburg. Liebe Rastenburger, liebe Freunde der Ostpreußenreise, Erholung und Gesundheit sind die schönsten Souvenirs eines Urlaubs. Wenn Sie voller Vitalität von einer Reise aus Masuren heimkehren, verdanken Sie es wohl dem Klima, der Landschaft und der gesunden Luft. Immer wieder, immer öfter sieht man interessante und wunderschöne Berichte im Fernsehen über Ostpreußen. Eine der schönsten Freundschaften ist die Gastfreundschaft. Auf einer Reise mit uns nach Rastenburg erwarten Sie herzliche Gastfreundschaft, Erholung, Individualität, naturbelassene Landschaft, faszinierende Städte, Kunst, Kultur und gute Organisation der Reise. Das neu erbaute Hotel Koch in Rastenburg wird uns bei dieser Reise zum „Zuhause“. Nach dem Motto: „Wer zu spät kommt, den bestraft die Warteliste.“ Reisepreis mit HP und vielen Eintritten 835 Euro, EZ-Zuschlag 178 Euro. Darin sind enthalten: Busfahrt, Übernachtung mit HP in guten Mittelklassenhotels mit Dusche / WC im Bernsteinpalast in Pommern (Die HP beginnt mit dem Abendessen am ersten Reisetag und endet mit dem Frühstück am letzten Reisetag), Reiseleitung für die gesamte Reise, zusätzliche Spezialführer (vor Ort: in Marienburg, Heiligelinde, Allenstein), Eintritte: Marienburg, Ernst Wiechert Museum, Stakkerkahnfahrt auf der Kruttinna, Schiffsfahrt von Steinort nach Angerburg, Kapelle aus Wehlack. Nicht im Reisepreis enthalten: Die Kurtaxe / Straßensteuer und das Fakultative wird unsere Reiseleiterin während der Fahrt einsammeln, bitte nicht vorher überweisen. 12 Euro Kurtaxe (neun Tage und Straßensteuer in Polen), 14 Euro (Kaffee / Tee und Gebäck an sieben Tagen), Fakultatives und Trinkgelder.

Das Kränzel

Kinder sind spontan und ohne Berechnung

Von Gertrud Papendick

Sie ist knapp sieben Jahre alt und heißt Ulla, aber ich nenne sie das „Kuckelchen“, denn sie ist gerade so süß und rund, richtig zum Anbeißen, wie jenes Kuckelchen aus dem Märchen, das drei alte Frauchen sich gebacken hatten, das ihnen aus dem Backofen davonrollte, und das dann noch mancherlei Abenteuern von der alten, griesen Sau gefressen wurde. Zum Glück gibt es in der Schule keine alte, griese Sau, die das Kuckelchen fressen könnte; aber die Geschichte mit dem Kranz, die da passierte, war eigentlich auch sehr schlimm. Dieses Kränzel war aus bunter Wolle, rot, blau und gelb, und das Kuckelchen trug es voll Stolz um ihren runden, blonden Kinderkopf. Sie war so furchtbar fein damit. Und eines Morgens saß meine kleine Ulla in ihrer Bank und schluchzte herzzerbrechend. Was war geschehen? Das Lesebuch vergessen? Nein, viel, viel schlimmer! Sie hatte das Kränzel verloren.

Ich tröstete, so gut ich konnte. Aber was halfen alle lieben Worte vor der Macht der Tatsache! An dem Kranz hängt, wie man weiß, eines Mädchens Ehre. Er war weg, sie hatte soo Angst vor Haue. Wenn sie 17 gewesen wäre statt sieben, der Kummer hätte nicht größer sein können. Die Tränen versiegten erst, als ich einen Zettel an die Mutter schrieb, Ulla hätte so sehr geweint um den Kranz, und sie könnte bestimmt nichts dafür ...

Acht Tage später – ich hatte die Geschichte längst vergessen – kam mein Kuckelchen am Morgen voll Wichtigkeit angerannt und flüsterte mir in höchster Erregung etwas ins Ohr, das ich zuerst ganz und gar nicht

> So richtig zum rein beißen

verstehen konnte. Dreimal mußte sie es sagen, und dann war es klar: „Meinen Kranz hat de Junge auf dem Rummel!“ „Aber Ulla“, sagte ich, „was für ein Junge?“ „Na, der Klohn!“ „Der Clown?“ „Ja, auf dem Rummel der Klohn, ganz bestimmt, wir haben ihn gestern gesehn.“

Da hatten wir also die Bescherung! Ja, konnte es anders sein? Wenn man weiß, was der Rummel ist – das wandernde Paradies draußen vor der Stadt, das sich für ein paar Wochen dort aufgebaut hat –, man wundert sich über nichts. Der Rummel ist Höhepunkt und Inbegriff des Sommers, er ist Traum und Erfüllung zugleich, er ist Spiel und Gefahr und die große, ganz große Verführung. Der Rummel untergräbt die Ordnung der Welt, er stiehlt den Schlaf, zerreißt die Familienbande und vernichtet jeden Gedanken an Schularbeiten; er löscht das Gewissen aus und raubt die Besinnung. Kein Herz so fest, daß es dem Rummel widerstehen kann.

Ein Mädchen verliert seinen Kranz an den Clown! „Ach, Ulla“, sagte ich, „was du so alles machst! Kannst du den Kranz nicht wiederbekommen?“ Sie stand da, mein kleines Kuckelchen, förmlich geschwollen von Triumph: „De Papa wird hingehn – zu dem Klohn.“

O glückliches Wunder, man war erst sieben Jahre alt, es wurde noch alles gut. Der Vater ging hin und forderte den Kranz zurück – er gab dem Klohn vielleicht einen Groschen – und die Ehre der Tochter war wiederhergestellt, es war die einfachste Sache von der Welt.

Mehr wissen wir nicht. Wir wissen nicht, ob dies der einzige Kranz gewesen ist, der im Rummel verloren ging.

Schultag in Heiligenstedtenerkamp

In der Nachkriegszeit wurde vielerorts nach »Vorschrift der Besatzungsmacht« gehungert

Von Klaus Lehmann

Im Januar 1948 berichtet ein Korrespondent der Nachrichtenagentur „Reuter“ in den Zeitungen der Bizone:

Die täglichen Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften in den Industriestädten des Ruhrgebietes sind in der letzten Zeit länger, aber auch weniger geworden. In der ersten Woche des neuen Jahres zum Beispiel konnte man nur vor den Bäckerläden Schlangen sehen, denn die ganze Lebensmittelration für diese Woche bestand aus 2500 Gramm schweren, schwarzen Brotes und 500 Gramm Makkaroni oder Nudeln.“ Vor Metzger-, Fisch- oder Milchläden brauchten sich die Leute nicht anzustellen. Es gab kein Fleisch, keinen Fisch, keine Milch und kein Fett. Seit Monaten stehen keine Schlangen mehr vor den Gemüseläden. Es gibt kein Gemüse. Das ist der Hintergrund der Proteststreiks der Ruhrarbeiter. Sie streiken, obwohl sie wissen, daß die Streiks die leeren Geschäfte nicht füllen werden. Extremisten versuchen, die Lage auszunutzen, aber es wäre ihnen kein Erfolg beschieden, wenn die Durchschnittsarbeiter nicht den Zustand beinahe vollständiger Hoffnungslosigkeit erreicht hätten. So sagte ein Metallarbeiter zu mir: „Wir müssen seit Jahren von kleinsten Rationen leben. Es ist klar, daß die Streiks keine Lebensmittel bringen werden, die nicht vorhanden sind. Aber vielleicht wird jemand aufmerksam, wenn wir aufhören, Kohle und andere nötige Dinge zu produzieren. Es kann uns ja ohnehin nicht schlechter gehen als jetzt.“


Kindheitsglück: Schulspeisungen waren für die Kinder immer der Höhepunkt des Tages. Foto: BpK

Laut Vorschrift der britischen Besatzungsmacht soll jeder Deutsche in Schleswig-Holstein und Niedersachsen 1185 Kalorien pro Tag erhalten. In anderen Ländern der Westzonen gibt es nur bis zu 1000 Kalorien täglich, wenigstens auf dem Papier. Hauptantriebskraft allen Denkens und Handelns von Millionen Deutschen ist der tägliche Kampf um die so dringend benötigten Kalorien. Nur wer annähernd genug zu essen auftreiben kann, hat überhaupt eine Überlebenschance. Nackter Hunger ist keine Ausnahme, besonders bei den Zehntausenden Ausgebombten, die wieder zurück in ihre zerstörten Städte kommen. Aber auch in ländlichen Gebieten wird gehungert, ohne Unterschied der Herkunft und des Standes. Wohl dem der irgendwelche Beziehungen zu solchen Leuten hat, die Nahrungsmittel „besorgen“ können. „Eine Armbanduhr für eine Dauerwurst.“ „Ein Ehering für eine kleine Speckseite!“ Nicht der Rede wert, solche Alltäglichkeiten zu erwähnen. Mit Zigaretten der Besatzungsmacht, so weit man überhaupt welche auftreiben kann, erhält man alles, was es irgendwie an Waren oder menschlichen Dienstleistungen zu erstehen gibt.

Der Schwarze Markt bietet immer neue Varianten. Der Kampf um die so dringend erforderlichen Kalorien beginnt millionenfach täglich neu. „Wie werde ich satt?“ „Wie kann der kümmerliche Küchenzettel irgendwie angereichert oder erweitert werden?“ Hier ist man gezwungen, sich immer wieder neue praktizierbare Methoden einfallen zu lassen. Im März werden die Kalorienanteile pro Person auch in Schleswig-Holstein auf 1550 erhöht; jedenfalls in der dazu passenden Vorschrift.

Allzu oft klaffen jedoch die Ansprüche und die Wirklichkeit weit auseinander. Manch einer muß die schmerzliche Feststellung machen, daß seine Lebensmittelmarken wertlos sind, weil er keine Waren dafür bekommt. Der Schwarze Markt hat viele Zufuhrmöglichkeiten. Auch die öffentlichen Endausgabestellen wundern sich sehr oft, wo die versprochenen Lieferungen abgeblieben sind. Haustierhaltung ist nur mit behördlicher Genehmigung erlaubt. Die Oberaufsicht haben auch hier britische Besatzungsstellen. Auch in Itzehoe sind englische Offiziere nicht nur für ihre Soldaten zuständig. Ihr „Arm“ reicht viel weiter, oft bis in die kleinsten Dörfer. Dennoch: Not wegen der so dringend benötigten Kalorien macht auch hier immer wieder erfinderisch.

In unserem Dorf ist nicht immer jedes geschlachtete Schwein durch behördliche Genehmigung abgesegnet. Trotz gelegentlicher Kontrollen oder auch Angst vor „lieben“ Mitmenschen, die einen verraten können, wird auch in Heiligenstedtenerkamp „schwarz“ geschlachtet. Deutsche Polizeibeamte, zunächst als Hilfspolizei der britischen Besatzungsmacht unterstellt, dürfen keine Schußwaffen führen. Erlaubt sind nur Schlagstöcke. In Itzehoe sind die Gegenden um die Viehmarkthallen und am „Holzkamp“ beliebte Umschlagplätze für Schwarzmarktgüter aller Art. Auch Soldaten der britischen Besatzungsstreitkräfte schachern und handeln teilweise fleißig mit, trotz anfänglichem Fraternisierungsverbot. Englische Zigaretten sind eine äußerst begehrte Spezialität. Auch wenn man zufälligerweise Nichtraucher ist, sind sie ein sehr begehrtes Zahlungsmittel.

Deutsches Geld ist wertlos, und ausländische Währung hat man ohnehin nicht, jedenfalls nicht im Normalfall. Unser Sack Erbsen, den Vater sich „ernäht“ hat, ist fast verzehrt. „Für zwei, drei Mahlzeiten reicht es wohl noch“, meint Mutter. Ein weiterer Kunde, ein Bauer aus Neuenkirchen an der Stör, bezahlt eine angefertigte Winterjacke mit einem kleinen Rauchschinken. Den Stoff für das Kleidungsstück hatte er gleich mitgeliefert. Es handelt sich um ehemaliges Parteituch für SA-Mäntel aus aufgelösten Magazinen. Rauchschinken, Pellkartoffeln und Petersiliensauce, ein Festessen, und das nun gleich zweimal in der Woche. Allerdings wird der Schinken auf eine Scheibe pro Mahlzeit rationiert. Mutter ist da sehr pingelig, wegen der notwendigen Vorratshaltung. Kartoffeln und Grünzeug gibt der kleine Garten her, frisch und unverfälscht. Wer Kartoffeln auf dem Schwarzen Markt ergattern muß, hat schon mal das Pech, minderwertige Viehkartoffeln oder süßlich schmeckende angefrorene Exemplare mit wertvollen Tauschobjekten bezahlen zu müssen.

So hatte ein Bekannter von uns in Itzehoe eine angebliche Gans für einen Liter vorher eingetauschten ausländischen Schnaps eingehandelt. Hocherfreut über sein gutes Geschäft packte er zu Hause im Beisein seiner erwartungsvollen vielköpfigen Familie seine stolze Beute aus. Brutale Enttäuschung allerseits: Es handelt sich bei der „Gans“ um einen umwickelten Stein mit viel Papier drum herum. Die beiden verheißungsvoll herausragenden Gänsefüße waren nur am Stein angebunden. Oder ein anderer hatte vor der Viehmarkthalle fünf Dosen angebliche Hausmacherleberwurst gegen andere gute Gaben erstanden. Als er die erste Dose hungrig und erwartungsvoll aufmachte, entdeckt er undefinierbares stinkendes gelbweißen Mus in der fachgerecht verschlossenen Dose. Auch die restlichen „Hausmacherkonserven“ wiesen den gleichen undefinierbaren Inhalt aus.

In unserer Schule rückt man wie in unzähligen anderen deutschen Schulen dem ständigen Hunger durch Schulspeisung zuleibe. Die Frau des Schulleiters waltet hier ihres wichtigen Amtes. Eine weitere Frau aus der Schulnachbarschaft ist beim Zubereiten des Essens behilflich. In einem urigen Kessel werden die Mahlzeiten in einem Anbau gekocht. Der Speisenplan ist zwar nicht allzu abwechslungsreich, aber man wird wenigstens satt, ja sogar Nachschlag ist ab und zu drin. Wenn wir Glück haben, gibt es manchmal sogar „Dickes“ vom Kesselgrund. Es wird häufig Zusammengekochtes serviert. Stets unverkennbar der starke Geschmack von Maggi-Würze. Erbsensuppe, Bohnensuppe, Linsensuppe oder Dreierleisuppe, alles zusammengekocht. Meistens sind diese recht dünn. Der Löffel klingelt ordentlich am Rande des Essensbehälters, wenn die Kinder ihre Rationen verschlingen. Für manchen ist es die beste Mahlzeit des Tages. Es kommt vor, daß sogar einige Fleischstückchen oder Schwartenteile in der Suppe schwimmen, was uns besonders erfreut. Manchmal tauschen wir sogar mit solchen guten Sachen. Drei Löffel Suppe gegen ein Fleischstückchen. Einmal in der Woche, meistens in der Mitte, gibt es Kakaosuppe, mal etwas dicklich oder auch als gut trinkbare dunkelbraune Flüssigkeit. Ab und zu wird Buttermilchsuppe süßsauer gereicht. Vereinzelt befinden sich Mehlklüten darin, manchmal auch Zwiebackstücken, die oben drauf gestreut werden. Buttermilchsuppe mit Zwieback ist mein Lieblingsessen, am liebsten mit viel Zwieback drüber. Es müßte sie nur viel öfter geben. Aber soviel Zwiebäcke lassen sich wohl auch nicht auf einmal besorgen, tröste ich mich.

So ein Verein hat was

Unverhofft kommt oft – So schnell wird man Kleingartenbesitzer

Von Gabriele Lins

Seit neuestem haben wir einen Schrebergarten. Nie hätten wir geglaubt, daß wir mal Besitzer eines Kleingartens und damit Vereinsmitglieder würden, wir, die bei so was bisher die Nase rümpften.

Mein Onkel ist vor sechs Wochen gestorben, und aus lauter Trauer haben wir seinen Garten übernommen, einfach so, mit allem Schnickschnack, mit einem Rasen, der eine Wiese ist, und mit einer Holzhütte. Die kleine Küche darin ist ein Schmuckstück mit

»Kuckuck, Kuckuck« ruft's aus der Uhr

stahlblitzender Spüle und einem Einbauschrank, in dem mein Mann seine Bierflaschen verwahrt, und ich meinen Wein. Und ganz unten liegen die Gartenstiefel.

Im Wohnzimmer stehen noch Möbel von anno dazumal. Die Kuckucksuhr tut's sogar noch. Als wir ankommen, ist es gerade Mittag. „Kukkuck" tönt es uns entgegen, elfmal. Danach hängt die Stimme des Vogels ein wenig. „Kuckuck", helfe ich ihm. Er vertraut mir völlig und antwortet sofort: – Zwölf! – Klapp, fliegt das winzige Türchen zu.

Der Rasen im Garten muß erneuert werden. Der Nachbar von links, Adolf Wehler, 75 Jahre alt, berät uns, obwohl er selbst keinen besitzt. Er hat nämlich so viel Gemüse angebaut, daß er es auf dem Markt verkaufen könnte, aber er erntet alles, und seine Frau friert es ein. „Es könnten ja wieder schlechte Zeiten kommen", meint er und schaut uns so von oben herab an, daß man meint, man müsse vor ihm stramm stehen.

Einen Grill haben wir uns auch zugelegt; schließlich muß man den Vereinsmitgliedern hüben und drüben irgendwann den sogenannten Einstand geben. Unseren Zaun hinten – zwei Latten sind locker – repariert uns der Nachbar von rechts, Volker Mühlensiepl, das ist der mit dem Teich inmitten seines Grundstücks. Die Frösche darin haben uns in der ersten Nacht durch ihr lautes Quaken kaum schlafen lassen.

„Die Kerle sind nun mal auf Weiberfang", erklärt Volker Mühlensiepl grinsend, „da kammer nix machen!" Sich darüber zu beschweren, wäre sowieso sinnlos. Erstens kann man den grünen Tierchen nicht das Maul verbieten, zweitens müssen die Grundrechte der Kleingartensatzung gewahrt werden und die Gesetze eingehalten, und Frösche sind nun mal erlaubt.

Der junge Nachbar im dritten Häuschen rechts – alle nennen ihn Kalle – hat einen Graupapagei, der den ganzen

»Frösche sind nun mal erlaubt«

Tag in seinem Käfig hockt. Der Vogel ist zwar unscheinbar, hat aber ein helles Köpfchen. Fast jeden begrüßt er mit „Moin, moin". Da weiß man gleich, daß er aus dem Norden kommt. Uns hat er allerdings beim Kennenlernen ein herzliches „Grüß Gott" entgegengeschmettert, als wüßte er, daß mein Mann aus Bayern stammt.

Die ersten Vereinssitzungen, die wir besucht haben, waren nicht gerade das Gelbe vom Ei. Es herrschten echte Kommunikationsprobleme. Da streitet man tatsächlich um drei Euro, die jeder in die Ver-

Tratschen und ein kühles Helles

einskasse einzahlen soll. Und jeder muß gemeinnützige Arbeit leisten. Wer nicht mittut, paßt nicht; eine derartige Mißachtung wird mit einer Geldstrafe geahndet.

Diese Spießer! Aber wenn man danach mit den Nachbarn bei einem kühlen Hellen zusammensitzt und lauthals über ein gerade nicht anwesendes Vereinsmitglied herzieht, dann ist das doch sehr schön. Da geht einem das Herz auf, und das Gemeinschaftsgefühl wird gepflegt, auch wenn Nachbar Mühlensiepl in der Phase leichter Trunkenheit anfängt, gefühlvoll ein schlüpfriges Lied zu singen.

Tatsächlich sind wir nun Kleingartenbesitzer und damit Vereinsmitglieder. Sie müßten unseren Garten mal sehen. Erste Sahne! Er erregt sogar ein bißchen Neid. Trotzdem verstehen wir uns mit unseren Nachbarn prächtig. Wir verleihen sogar regelmäßig unseren neuen Rasenmäher, dafür dürfen wir hin und wieder mit der Zahlung der drei Euro schlabbern.

Also, so ein Verein hat was. Er vermittelt einem ein richtig gutes Lebensgefühl, trotz der Mühlensiepls und Wehlers, na, und der drei Euros natürlich. Aber hallo!

Das vollbesetzte Karussell

Nicht jeder Fahrgast war freiwillig an Bord

Von Hannelore Patzelt-Hennig

Karussellfahren war für uns Kinder damals in der Heimat eine Belustigung, die sich kaum durch etwas anderes überbieten ließ. Und sie gab es nur einmal im Jahr, auf dem Rummel in der Stadt, dem Jahrmarkt. In Gedanken fuhren mein Spielgefährte Bubi und ich in der wärmeren Jahrszeit allerdings öfter Karussell, und zwar auf dem Roßwerk hinter der Scheune. Diese dem Karussell etwas ähnliche Vorrichtung diente dazu, den Dreschkasten in Betrieb zu setzen und während des Dreschens in Betrieb zu halten.

Wenn mir danach zumute war, kam ich mit langem Rock und Blumenkranz im Haar und nahm auf dem Roßwerk Platz. Dann erträumte ich mir dazu eine hochlehnige Kutsche, und Bubi war der Kutscher, der unentwegt mit ei-

Träume der Kindheit

nem selbstgefertigten Peitschchen Pferde antrieb, die ebenfalls nur erdacht warne. Oder wir besetzten die vier Balken mit Puppen, Teddybären und Holztieren. Eines Tages aber kamen wir auf eine Idee, die uns geradezu wirsch machte. Wir entschlossen uns, an diesem Tag nur lebendige Fahrgäste mitzunehmen. Aber wen?

„Mit unserer Mieze fangen wir an!" schlug ich vor.

„Die bleibt nicht auf dem Balken sitzen!" gab Bubi zu bedenken.

„Ich hol einen Korb und pack ein Kissen rein! Das gefällt ihr bestimmt!" So dachte ich. Aber es gefiel ihr nicht. Mieze war es gewohnt, frei zu sein.

Ich trug den Kartoffelkorb zurück und holte den Einkaufskorb mit den beiden Deckeln. Da mußte Mieze hinein, ob sie nun wollte oder nicht. Wir brauchten Fahrgäste! Erleichtert blickten Bubi und ich auf den ersten nunmehr besetzten Balken. Aber wen sollten wir noch einladen? Mit Hahn und Hühnern klappte sicher gar nichts. Mohrchen, der Hofhund, war zu groß. Gefügig genug schien mir eigentlich nur meine kleine Gans für eine Karussellfahrt. Ein Gisselchen, das zwischen Gelb und Weiß im Gefieder stand und allein heranwuchs, da es das einzige überlebende Tierchen war von einem Nest voll Eier.

Dieses Gisselchen zeigte sich immer sehr ängstlich, und bei lauten Geräuschen lief es meistens hinter mir her. Auch sonst war das kleine Tier viel in meiner Nähe, wenn ich auf dem Hof spielte. Ich war gewissermaßen sein Gefährte. Die kleine Gans packte ich in den offenen Korb und sie blieb auch ruhig darin stehen. Damit hatten wir den zweiten Fahrgast für unser Karussell.

Auch ein dritter fiel mir bald ein. Ich dachte da an einen Frosch. Die Idee fand Bubi prima. Schnell holte ich unsere alte Milchkanne und schon waren wir unterwegs zu der kleinen sprindigen Wiese, auf der unser Storch häufig seinen Bedarf deckte. Nach kurzer Zeit hatten wir fünf muntere Quakgesellen in der Kanne. Aber auserkoren wurde von uns der Größte, um den Kleineren die eventuelle Furcht zu ersparen, die für sie ein solches Abenteuer vielleicht bedeutete. Der Auserwählte hing dann bald wie in einer schaukelnden Gondel in der Milchkanne am Roßwerk. Auch Mieze hatte sich inzwischen beruhigt. Die kleine Gans schrie nur, wenn sie mich nicht sah; das war nichts Neues. Ein Problem blieb lediglich der noch letzte unbesetzte Balken. Und der bereitete uns wahres Kopfzerbrechen, denn uns fiel kein Fahrgast mehr ein. Ich bat Bubi, weiterhin angestrengt nachzudenken und ging inzwischen Fliederblätter holen, die wir als Fahrkarten ausgeben wollten. Als ich wiederkam, meinte Bubi: „Ihr habt doch kleine Ferkel. Können wir davon nicht eins nehmen?"

„Was meinst du, wie die quietschen, wenn man sie greift! Und was dann mein Opa sagt, möchte ich nicht hören!"

Alleine spielen macht keinen Spaß

„Dann müssen wir uns Stichlinge aus der Tränke holen!" entschied Bubi jetzt.

„Fische karussellfahren zu lassen ist dumm!" wandte ich ein.

„Hm!" machte Bubi daraufhin. Das tat er immer, wenn er sich wie ein Mann vorkam.

„Hol doch euren Angorakater!" schlug ich schließlich vor.

„Der ist zu schade!" meinte Bubi dazu, bedeutsam lächelnd.

„Ach, der ist zu schade und unsere Mieze nicht!" empörte ich mich nun.

„Unseren Schnurr kannst du doch nicht mit eurer Mieze vergleichen! Der Schnurr ist was ganz Besonderes und eure Mieze bloß eine gewöhnliche Katze!"

Jetzt schlug meinen Empörung in Wut um. „Euer Kater taugt überhaupt nichts, sagt meine Oma! Der sitzt bloß faul rum. Er fängt nicht mal Mäuse!" fauchte ich.

„Das hat deine Oma gesagt!"

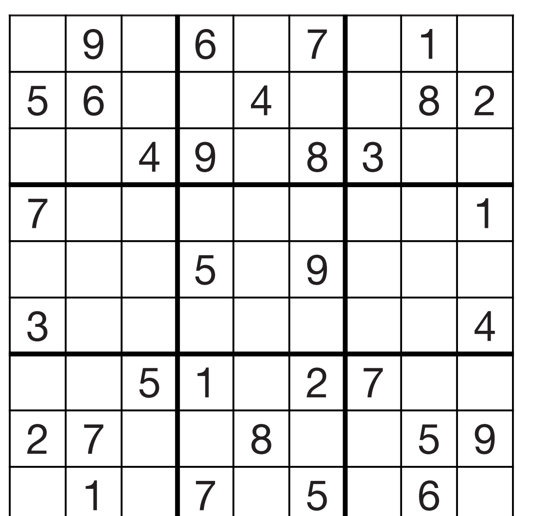
„Jawohl, das hat sie gesagt, und das hätte sie nicht gesagt, wenn es nicht stimmte!"

„So seid ihr!" sagte Bubi daraufhin. Dann drehte er sich um und ging. Als er ein Stück weg war, blieb er noch einmal stehen und rief: „Ich komme nie wieder!"

„Das brauchst du auch nicht!" schrie ich ihm daraufhin aus Leibeskräften nach. Dann begann ich, die Tiere wegzubringen. Allein machte mir das Ganze auch keinen Spaß.

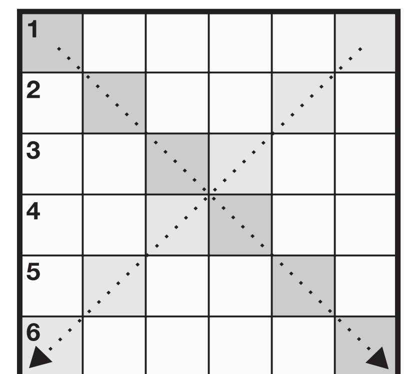
Kreuzworträtsel (Fragen): kosten-los, umsonst; italienische Hauptstadt; künstler. Aktionsform, Veranstaltung; franz. Schriftsteller (André); spanische Rotweinbowle; Auszubildender (Kurzwort); gerade-zu, fast, nahezu; Beleg; dreist, vorlaut; Strick; Dachshund; Senkblei; Skilanglauf: Bahn, Spur; Fremdwortteil: fern; Zinke, Spitze; entwerfen, errichten; Schutzstoffe verabreichen; zusätzlich, darüber hinaus; Spion, Spitzel; Frage-wort; Staat der USA; salopp: kühl und lässig (engl.); kreisförmiges Gebilde; Meeresbucht; künstliches Wangenrot; Skunk, nordamerik. Marder; Hafenstadt in Marokko; Zeitalter; Nachlassempfänger; Violinistin; Körperorgan; oberster Teil des Getreidehalms; Holzgewächs; Gartenzierpflanze; Farbe; natürliche Erdabtragung; lächerlich, kindisch; emsig, unermüdlich; dt. Mundartdichter (Fritz); an einem beliebigen Ort; Feldertrag; Kraftfahrzeug, Wagen; Schiffskoch; Zauber-, Geheimkunst; mit Haarwuchs im Gesicht; Adelsprädikat; reißend schnell; Steigen der Börsenkurse; Festung im Mittelalter; Aufschlag an der Kleidung; lärmender Betrieb, Trubel; früherer äthiopischer Titel; enthaltsam lebender Mensch; Hallen-, Kugelsportler; Vorname van Goghs; Vogelweibchen, Huhn; Fluss im Sauerland (NRW); Begeisterung, Schwung; Buchformat; innige Zuneigung; Zauberwurzel; edle Blume; am jetzigen Tage; norddeutsch für Ried, Schilf; im Freien rasten; Kartenspiel; plastisch hervortretend; Geldschneiderei; Universum; Weltreligion; selten, knapp; Betreten eines Fremdstaates; Held; Halbgott (griech. Myth.); Hindernis beim Springreiten; Altersruhegeld; Schwanz des Hundes; kleine Brücke; chemisches Element; österr. Amts-, Ehrentitel; römischer Kaiser; Gewürz-, Heilpflanze; Verpackungsgewicht; Sagenkönigin von Sparta; Schwermetall; Fuge, längliche Vertiefung; schätzen, den Wert ermitteln; Abkürzung für Aktenzeichen; Nationalitätszeichen Tunesien; hügelfrei, flach; Gebetsschlusswort; Hab-, Raffsucht; vertraute Anrede; Maschinenlärm; Beurteiler; altrömischer Beamter; Spreizschritt

Sudoku



Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält. Es gibt nur eine richtige Lösung!

Diagonalrätsel



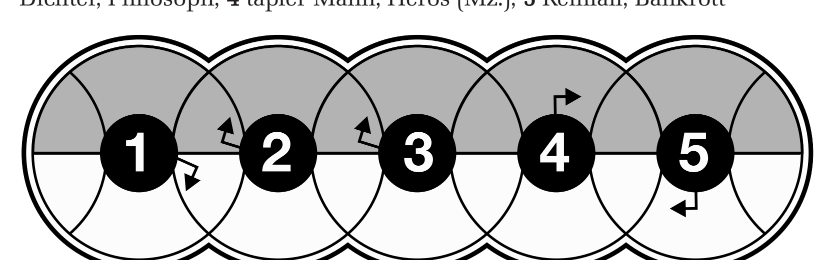
Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Angehörige der Streitkräfte.

1 körperliche Erscheinung,
2 Unterbau,
3 Hausvorbau,
4 kleines Raubtier,
5 Gewürznuss,
6 Begabung

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte einen Begriff für breites literarisches Wissen.

1 lebhaftes oder lustiges Treiben, 2 abweichende Textfassung, 3 römischer Dichter, Philosoph, 4 tapfer Mann, Heros (Mz.), 5 Reinfall, Bankrott



So ist's richtig:

Diagonalrätsel: 1. Statur, 2. Sockel, 3. Balkon, 4. Marder, 5. Muskat, 6. Talent – Soldat, Rekrut

Kreiskette: 1. Trubel, 2. Lesart, 3. Seneca, 4. Helden, 5. Pleite – Belesenheit

Sudoku:

8	9	3	6	2	7	4	1	5
5	6	7	3	4	1	9	8	2
1	2	4	9	5	8	3	7	6
7	5	9	8	3	4	6	2	1
6	4	2	5	1	9	8	3	7
3	8	1	2	7	6	5	9	4
9	3	5	1	6	2	7	4	8
2	7	6	4	8	3	1	5	9
4	1	8	7	9	5	2	6	3

Wie Adolf Hitler Reichskanzler wurde

Vor 75 Jahren fand in Deutschland die »Machtergreifung« der Nationalsozialisten statt

Von KLAUS HORNUNG

Es sind 75 Jahre her, daß Reichspräsident von Hindenburg Adolf Hitler mit dem Amt des deutschen Reichskanzlers betraute, das einst Bismarck geschaffen hatte, ein Datum, das der Historiker Friedrich Meinecke einen „Unglückstag erster Ordnung für Deutschland" genannt hat. Handelt es sich, wie Ernst Nolte gesagt hat, um eine „Vergangenheit, die nicht vergehen will"? Sie wird heute leicht von Politik und Medienwelt in geschichtspolitischer Absicht immer wieder zum Leben erweckt, um die Deutschen an ihrem Schuldpfahl festzuhalten und den dunklen Hintergrund zur Abwehr aller Kritik an der Gegenwart zu gebrauchen. Das ist dann die „Bewältigung der Vergangenheit", die uns etwa Guido Knopp vorführt.

Freilich: Das Datum des 30. Januar 1933 ist mit seinen tiefen Folgewirkungen noch immer Gegenwart. Es stellt uns immer wieder vor die Aufgabe des Nachdenkens, wie das alles möglich war, uns über die Gründe und Abgründe der Geschichte, über die vielfältigen Netze der Bedingungen und Vorbedingungen eines solchen Ereignisses Rechenschaft zu geben. Mit Recht hat Richard von Weizsäcker 1995 gesagt, das Katastrophendatum von 1945 sei ohne 1933 nicht zu verstehen. Aber: 1933 ist seinerseits nicht zu begreifen ohne 1914 und 1918, ohne den Ausbruch und das Ergebnis des Ersten Weltkriegs, ohne Versailles, ohne die Inflation und die von ihr verursachte Verarmung der Mittelschichten sowie ohne die 1929/30 einbrechende Wirtschaftskrise.

Tatsächlich begann Hitlers Aufstieg exakt mit jenem Datum; die Kurven der Massenarbeitslosigkeit und die des Aufstiegs der Hitler-Bewegung liefen deutlich parallel. Hitler wußte seine Stunde zu nutzen, der Heimatlose und Sohn des Krieges, der Demagoge und Volksverführer, der narzißtische Egomane, wie ihn sein jüngster Biograph Jan Kershaw zu Recht zeichnet. Wie sein Gegenpart Lenin beschritt auch er seinen Weg zur Macht mit der Parole „Je schlechter (die Verhältnisse) desto besser (für mich)", mit einer Spekulation à la baisse. Er ging diesen Weg mit „nachtwandlerischer Sicherheit", wie er sagte. Er hatte mit dem grenzenlosen Selbstgefühl des Aufsteigers ein untrügliches Gespür für die Schwächen seiner Gegner. Er war, wie er selbst bekannte, ein großer Schauspieler. So verstand er es, der politischen Welt im In- und Ausland immer wieder ein trügerisches Gesicht zu zeigen. In seinen Massenkundgebungen, in denen er auf die Überwältigung seiner Zuhörer setzte, zeigte er ein anderes als etwa vor Kontrahenten. Auch das des vernünftigen und gemäßigten Politikers und Staatsmanns konnte er zeigen. Der Mann, so auch die Berichte aus seiner näheren Umgebung, zerfiel gleichsam in viele Personen, und er wußte um seine magnetisierende, diabolische Wirkung.

Und nicht zuletzt: Die Traumata von Versailles, der Inflation, der Wirtschaftskrise hatten in Deutschland bei den Massen eine Stimmung aufkommen lassen, die auf einen großen Retter und Erlöser hoffte. Ich erinnere mich noch recht plastisch einer Szene, wohl aus dem Januar 1933, als eine Nachbarin der Großmutter in der hohenlohischen Provinz dem noch nicht Sechsjährigen zum ersten Mal einen Farbdruck Hitlers zeigte mit der von mir nicht mehr vergessenen Bemerkung: „Der wird uns retten!" Der Ehemann der Frau war ein ärmlich bezahlter Postbus-Fahrer, die beiden Söhne, wohl zwischen 16 und 18 Jahren, waren arbeitslos – es war das charakteristische Milieu der Wähler und Anhänger Hitlers in diesen Jahren.

Der Erdrutsch von Hitlers „Stimmzettelrevolution" setzte seit dem Jahreswechsel 1929/30 ein. Über die beiden Etappen der Reichstagswahlen am 14. September 1930 – bei denen die Nationalsozialisten zweitstärkste Partei wurden mit 107 Abgeordneten im Reichstag – und am 31. Juli 1932 mit dem Triumph der NSDAP, die stärkste Partei geworden zu sein mit 230 Abgeordneten, bahnte sich Hitler den Weg zu seiner „Machtergreifung".



Die Reichsregierung nach der „Machtergreifung": Die geringe Zahl an NSDAP-Mitgliedern und deren ziviles Auftreten ließ viele glauben, das neue Kabinett stünde in der Kontinuität seiner Weimarer Vorgänger. Foto: keystone

Vergebens versuchte die Präsidialregierung Heinrich Brünings sich den Folgen der Wirtschaftskrise entgegenzustellen und durch außenpolitische Erfolge wie die Beendigung der Versailler Reparationslasten und die Wiedergewinnung der militärischen Gleichberechtigung der Hitler-Bewegung das Wasser abzugraben. Gab es nicht die Möglichkeit, diese so heterogene Bewegung durch die Hereinnahme in die Regierungsverantwortung zu disziplinieren, zu zähmen, vielleicht sogar zu spalten? Die Regierung Brüning-Groener ging davon aus, durchzuhalten bis sich die dunklen Wolken der Krise verzogen. Die nächsten regulären Reichstagswahlen mußten erst im September 1934 stattfinden, und es war zu erwarten, daß mit dem neuen Wirtschaftsaufschwung Hitlers Wählermassen sich ebenso schnell wieder verlaufen würden, wie sie sich zusammengefunden hatten. Aber die Geduld der arbeitslosen, vielfach verelendeten Massen war erschöpft, sie setzten auf den vermeintlichen Retter Hitler und seine Versprechen von „Arbeit und Brot" und neuer deutscher Größe statt der glanzlosen Weimarer Republik.

Als der Reichspräsident unter dem Einfluß seiner Berater am 31. Mai 1932 die Regierung Brüning-Groener entließ, fiel die letzte Schutzwehr gegen Hitler. Integration und Zähmung der ungebärdigen, aber doch vielleicht patriotischen Anhängerschaft Hitlers wurde zur Parole der alten Führungsschichten, vor allem von Brünings Nachfolger Franz von Papen, der durch die leichtfertige abermalige Auflösung des Reichstags keine zwei Jahre nach den letzten Wahlen Hitler die Chance gab, bei den Neuwahlen am 31. Juli 1932 seinen politischen Durchbruchssieg zu erreichen. Von da an war kein Halten mehr, auch als Hitler am 6. November bei abermaligen Wahlen einen Rückschlag erlitt. Hindenburgs Berater empfahlen nun die Abkehr von der bisherigen Notverordnungspolitik und die Bildung einer normalen Koalitionsregierung, in der die Nationalsozialisten von Deutschnationalen und bürgerlichen Konservativen eingerahmt und gezähmt werden sollten.

Wie schon Hitlers Kampf um die Macht von einer (nach heutigen Begriffen) populistischen Massenbewegung getragen wurde, so waren es nun – paradox genug – demokratische und parlamentarische Argumente, die Hindenburg von der Notwendigkeit einer rechtsgerichteten Koalitionsregierung mit anscheinend ausreichenden Sicherungen gegen eine nationalsozialistische Alleinherrschaft überzeugten. Doch jetzt, mit Hitler im Besitz der Regierungsgewalt, verband sich die nationalsozialistische „Revolution" und ihr Straßenterror mit dem Opportunismus und der Angst auch vieler bisheriger Gegner auf dem kurzen Weg zur eigentlichen „Machtübernahme". Was vielen noch am 30. Januar als normaler Regierungswechsel erschienen sein mochte, in dem die neuen Herren bald abgewirtschaftet haben würden, zeigte sich nun als eine Revolution neuer Art mit ihrer seltsamen Mischung aus Legalität, Terror und Erneuerungspathos. Unversehens war schon bis zum Sommer 1933 aus einem republikanischen Mehrparteienstaat eine totalitäre Einpartei- und Führerdiktatur geworden, der das „Ermächtigungsgesetz" des Reichstags vom 24. März den pseudoparlamentarischen Weg geöffnet hatte und dann das „Gesetz über die Einheit von Partei und Staat" vom 1. Dezember 1933 nur noch das pseudolegale Siegel verlieh. Kaum einer der damals Handelnden und der berauschten Massen konnte ahnen, was die Folgen sein würden.

Wer hißte das rote Banner auf dem Reichstag?

Der erste war ein anderer, als die sowjetische Propaganda vorgab – Er starb diesen Monat in Pskow

Von WOLF OSCHLIES

Am 10. dieses Monats verstarb in Pskow Michail Minin, Jahrgang 1922, Kriegsfreiwilliger seit 1941, „Held der Russischen Föderation" und „Held" einer Groteske, die nie ganz aufgeklärt werden wird. In ersten Nachrufen auf Minin hieß es, er habe in den letzten Kriegstagen „das Siegesbanner auf dem Berliner Reichstag gehißt". Jahrzehntelang war diese Tat den Soldaten Michail Jegorow und Meliton Kantarija zugeschrieben worden, und zum „Helden der Sowjetunion" dekorierte man General Schatilow, der um die Flaggenhissung ein krauses Lügengewebe gesponnen hatte.

Um kaum eine Kriegsepisode existieren so viele Berichte, Anekdoten und Legenden wie um die Sowjetflagge auf dem Reichstag. Das von „Prawda"-Korrespondent Viktor Temin am 1. Mai von einem Tiefflieger aus aufgenommene Bild soll so oft wie kein anderes veröffentlicht worden sein, dabei mußte die gestellte Aufnahme mehrfach wiederholt werden, weil immer ein Rotarmisten-Arm mit fünf gestohlenen deutschen Uhren daran störend vor die Linse kam. Dann war es im Kasten und zeigte die angebliche Flaggenhissung. Seit einigen Jahren erscheinen immer neue Dokumentationen, welche die Geschehnisse in anderem Licht zeigen, aber keine brachte je letzte Klarheit.

Bereits im Mai 2006 hat der Historiker Georgi Kumanew, Leiter des Zentrums für Militärgeschichte Rußlands bei der Akademie der Wissenschaften, Details ausgebreitet, die aufhorchen ließen. Strategisch hatte das Gebäude des Reichstags für niemanden eine Bedeutung. Ein paar Freiwillige der französischen SS-Division „Charlemagne" verteidigten es, Deutsche waren anderswo eingesetzt. Die Rotarmisten kümmerten sich anfänglich auch nicht darum. Ihr Auftrag war, „das Siegesbanner über Berlin zu hissen", aber wo das genau geschehen sollte, wurde nicht erwähnt. Symbolträchtig wäre es natürlich gewesen, das Banner auf Hitlers Reichskanzlei zu stecken, aber die erwies sich als zu niedrig. Also entschied man sich für den Reichstag, denn „der hatte beeindruckendere Ausmaße" (sagte Kumanew).

Der russische Sturm auf Berlin begann am 16. April 1945, erst zwei Wochen später war man bis in die Nähe des Reichstags gekommen. Den Rest sollten am 30. April zwei Divisionen erledigen – die 150. Schützendivision unter General Schatilow und die 171. Division unter Oberst Negoda. Deren Angriff versackte rasch, denn es fehlte Artillerieunterstützung und die Angreifer verfügten über lediglich drei Panzer. Zwei wurden von den Deutschen abgeschossen, der dritte blieb in einem riesigen Wasserloch vor dem Reichstag stecken. Weil die Verluste zu hoch waren, vertagte man die Fortsetzung des Angriffs auf die Nacht. Ein paar russische Soldaten waren dennoch in den Reichstag eingedrungen und hatten ihn bis zum ersten Stockwerk mit allerlei Fahnen, Fähnchen und roten Tüchern verziert. Das war gar nichts, nahm aber in der Meldung von General Schatilow an seinen Vorgesetzten, General Perevertnik, Riesenausmaße an: „Heute, am 30. April, haben wir um 14 Uhr 25 Minuten das Siegesbanner auf dem Reichstag gehißt." Perevertnik gab die frohe Botschaft an den Oberbefehlshaber Marschall Shukow weiter, der sie umgehend nach Moskau zu Stalin persönlich leitete, um dann einige Flaschen Champagner auf den Sieg zu leeren. Einer glaubte dem anderen, und die Wahrheit einzugestehen, daß der Reichstag noch gar nicht in sowjetischer Hand war, man folglich Stalin belogen hatte, dazu fehlte allen der Mut.

Generalleutnant Fedor Lisizyn – damals Politchef der 3. Stoßarmee, die die Schlußkämpfe in Berlin bestritt – erinnerte sich später an das Chaos um das „Siegesbanner". Er hatte in aller Eile neun Siegesbanner nähen lassen, „je eins für die neun Schützendivisionen unserer Armee", woraufhin ein grotesker „Wettlauf" unter den Truppenteilen einsetzte. Offizieller Sieger wurde eine von Hauptmann Neustroew geführte Einheit, die ethnisch und politisch wie nach dem Sowjet-Lehrbuch gemischt war. In ihr befanden sich auch die später zu Superhelden hochgejubelten Kantarija („Abchase, parteilos") und Jegorow („Russe, Komsomolze"). Die beiden Milchbärte, die an keiner Kampfhandlung teilgenommen hatten, waren mitgenommen worden, weil der eigentliche Gruppenführer, der hünenhafte Leutnant Aleksej Berest, Leichtgewichte brauchte, die er über eingestürzte Treppen bis zur Reichstagskuppel hieven konnte.

Als die Gruppen dort ankam, stieß sie auf eine von Hauptmann Makov geführte andere Gruppe, die längst ihr Banner gehißt hatte. Unter den fünf Soldaten war auch der jetzt verstorbene Unteroffizier Minin, der sich später an alle Details erinnerte. Die Fünf drangen als erste in den Reichstag ein und begaben sich auf dessen Dach. Dort befand sich niemand, so daß sie in aller Ruhe die mitgebrachte Flagge ausrollen und einen Platz suchen konnten, wo sie diese hissen würden. Sie fanden eine große Skulptur, eine Frau auf einem Pferd, die sie als eine Art Siegesgöttin identifizierten und als Fahnenträgerin für geeignet befanden – erst viel später ermittelte man, daß die Frauengestalt die „Germania" darstellte. Während die Soldaten noch mit ihrer Fahne beschäftigt waren, traf einen ein Schuß an der Brust, worauf er die Fahne rasch an Minin weiterreichte. Minin bestieg mit Hilfe seiner Kameraden die Skulptur, die plötzlich zu schwanken begann. Minin stand Höllenängste aus: „Jetzt falle ich vom Dach, was für eine Schande, in diesem Moment." Zu seinem Glück wies die Skulptur eine Einschußlücke auf, in die er rasch die Fahne steckte, um von dem „Schaukelpferd" umgehend wieder herunter zu kommen. Zeuge dessen war Makow, der darüber General Perevertnik Bericht erstattete. Dieser ließ die Meldung gleich verschwinden, denn die „einförmige" Makow-Gruppe mußte hinter der „sowjetbunten" Neustroew-Gruppe zurückstehen, zumal Neustroew umgehend zum „Kommandanten des Reichstags" ernannt worden war.

Romantik und Wahrheit

Wo die Pferde noch frei in der ungarischen Puszta galoppieren

Von László Kova

Von Debrecen kommend steigen die Touristen unter der Leitung der deutschsprachigen Reiseleiterin auf einen Hochsitz. Vor ihnen erstreckt sich die endlose und diesmal grüne Puszta bis zum fernen Horizont, über ihnen ruht der blaue Himmel wie eine Glocke aus feinem Glas. Man spricht nicht, man bewundert den Anblick. In der Ferne bewegt sich etwas. Mit Feldstechern entdeckt man eine Ménes (Pferdeherde), dann eine Gulya (Rinderherde), eine Juhnyáj (Schafherde) und noch weiter eine Konda (Schweineherde). Die Tiere grasen ruhig auf den satten Wiesen. Es ist eine Szene wie in einem Film oder wie es vor gut 1000 Jahren nach der Landnahme Pannoniens (Ungarn) hätte sein können. Es herrscht eine unfaßbare Stille, nur die Vögel zwitschern, die mal in Scharen, mal einzeln über die Fremden hinwegziehen. Ihr Gesang klingt wie eine sorgfältig komponierte Musik, Musik der einzigartigen Natur im Naturschutzgebiet Hortobágy. Die Zeit ist hier fast stehengeblieben, sie tickt zumindest wesentlich langsamer als in den Städten. Gott sei Dank. Die Naturschutzorganisationen kümmern sich darum, daß diese Naturschönheit in möglichst unberührter Form für die nächsten Generationen erhalten bleibt. Es gibt viel zu tun. Philosophisch drückt es ein Aufruf aus, nach dem man handeln soll: „Dieses Land haben wir nicht von den Vorfahren geerbt, sondern von unseren Enkeln ausgeliehen bekommen." Und das verpflichtet.

Fotoapparate und Kameras halten alles fest, damit der bunte Anblick nicht in Vergessenheit gerät. Schweben die Gefühle der Betrachter in der Puszta im Rausch der Romantik? Die Landnehmer ließen sich Ende des 9. Jahrhunderts in der Tiefebene in Auenlandschaft nieder: Sumpfige Wassergebiete wechselten mit der Lößheide; Waldflecken mit undurchdringlichen Schilfdickichten. Das Leben soll damals hart, keinesfalls romantisch gewesen sein. Die Mongolen unter der Führung von Batu Khan zerstörten 1241 die Siedlungen: Die schilfbedeckten Häuser zündeten sie an und töteten die Flüchtenden. 1526 kamen die Osmanen, die das selbe taten. Vor gut 100 Jahren folgte die Trockenlegung der Sumpfgebiete und die Regulierung der Flüsse, die den alten Rhythmus der Natur aus dem Lot brachte. Aber die abgehärteten Pusztabewohner fingen immer wieder an, die Landwirtschaft und die Viehzucht unter den neuen Gegebenheiten zu beleben.

Die Schönheit der Puszta ist eigentlich das „große Nichts". Dieses „große Nichts" ist eben die faszinierende Schönheit. Das sind die grünen Wiesen, die ausgetrockneten Niederungen und Sümpfe, die weißen Flecken des alkalischen Bodens, die Stille, die Vielfalt der Vogelwelt, die Einzelgehöfte mit weiß gekalkten Häusern und die Puszta-Art des Lebens, in dem die aus der Natur mühsam gewonnenen Erfahrungen an die nächste Generation weitergegeben werden. Das ist vielleicht die Romantik in den Augen der Städter, darum strömen sie hierher. Oder ist es vielleicht doch keine pure Romantik, sondern eine Achtung vor der Wahrheit? Ähnliche Salzsteppen gibt es in Europa nirgendwo, abgesehen von den geographisch weit entfernt liegenden südrussischen Steppen. Das ungewohnte Landschaftsbild, die einzigartige Flora und Fauna gelten für das europäische Auge als Kuriosum. Die Puszta beheimatet Vogelarten, die nur hier vorzufinden sind. Die Puszta ist darüber hinaus Sammel- und Futterplatz auf der eurasischen Route der Zugvögel von Norden nach Süden und von Süden nach Norden. In den Zeiten der Vogelwanderungen (Störche, Kraniche und Gänse) wimmelt es hier von Ornithologen, die ihre wissenschaftlichen Beobachtungen durchführen. Ein neu gegründetes Tierkrankenhaus hat eine umfangreiche tiermedizinische Aufgabe für die Pflege und Erhaltung der seltenen Fauna. So werden die erkrankten oder verletzten Tiere sorgfältig geheilt, operiert, ihnen werden Gelenkprothesen eingesetzt und sie werden durch aufwändige Trainingsmaßnahmen in die freie Natur zurückgeführt.

Aus der flachen Landschaft erheben sich die Ziehbrunnen, welche die Pferde, Rinder, Schafe und Schweine bei ganzjähriger Freilandhaltung mit Trinkwasser versorgen. Ob das Wasser gesund oder verschmutzt ist, stellen die Hirten nach einer uralten Erfahrung fest. Wenn im Brunnen Frösche leben, ist das Wasser für Mensch und Tier bedenkenlos gesund. Die Hirten tragen heute ebenso wie in den historischen Zeiten – nicht aus massentouristischen Gründen! – eine bunte Tracht mit hübschen Hüten, die auf die unterschiedlichen Hirtengruppen hinweisen. Übrigens herrscht unter den Hirten eine traditionsgeprägte strenge Rangordnung: Die höchste Achtung genießt der Csikós, der Pferdehirt, dann folgt der Gulyás (Rinderhirt), danach kommt der Juhász (Schäfer) und die schmutzigste Arbeit verrichtet der Kanász, der Sauhirt. Frauen werden in diese Zünfte nicht aufgenommen.

Ein jährliches Großspektakel ist der historische Brückenmarkt an der Neubogenbrücke am dritten Wochenende im August, an dem die Pusztabewohner ihre originalen Produkte anbieten. Es gibt dann organisierte Pusztawanderungen mit Kutschen, Tierschauen und spannenden Vorführungen, in denen die Tschikós (Pferdehirte) ihre atemberaubende Reiterkunst zeigen, bei der Mensch und Tier eine unzertrennliche Einheit darstellen.

Diese faszinierende Landschaft, ihre Geschichte und das einzigartige Leben in der Puszta waren und sind Thema der Dichter (Sándor Petcfi), Schriftsteller (Gyula Illyés) und Kunstmaler (Tivadar Kosztka Csontváry). Für Musikforscher ist die Puszta eine authentische Fundgrube von uralten Volksliedern.

Romantisch ist es, nach einer Tageswanderung abends in der Csárda, in der Hirtentagesstätte in Hortobágy an der Neunbogenbrücke, den Zigeunern zu lauschen. Sie sind echte Meister ihrer Instrumente und können die Liederwünsche aller Gäste von Volksliedern über Operetten hinaus bis hin zu „Doktor Schiwago" ohne Notenblatt auf Anhieb erfüllen. Niemand kann dem duftenden (Aperitif) Pálinka widerstehen. Danach schmeckt bei diesem volkstümlichen Ambiente die Gulaschsuppe, die im Bogrács (im silbernen Kochkessel) aufgetischt wird, unvergeßlich gut.

Puszta. Es gibt vielleicht keinen in Europa, der dieses Wort nicht mit dem Land der Magyaren verbindet. Dieses ungarische Wort hat eine gewisse melancholische Melodie, drückt aber auch die Liebe zu dieser Landschaft aus, es ist ein Sinnbild für Kampf, Neubeginn, Überleben und für das ewige Bewahren der nationalhistorischen Werte.



Weites Land: Die Puszta ist nicht nur eine romantische Landschaft, sondern auch ein Sinnbild für Kampf, Neubeginn und das Bewahren der Tradition. Foto: privat

Pauken im Ausland

Ein Sprachurlaub erhöht die Lernmotivation

Ob als Anfänger oder zur Auffrischung – Sprachkurse im Urlaub werden immer beliebter. Kein Wunder, denn vielen Menschen fällt es leichter, im Ausland Vokabeln zu pauken. „Außerhalb der künstlichen Lernsituation daheim bekommt man ein ganz neues Gefühl für die Sprache und macht die Erfahrung, sie auch wirklich anzuwenden", sagt Claus Kunze vom Fachverband deutscher Sprachreise-Veranstalter. Auch junge Leute bekommen so relativ schnell eine positive Einstellung zur fremden Sprache, da sie nicht mehr abstrakt sei, sondern in die eigene Lebenswelt einziehe.

Aber auch bei Erwachsenen erhöhe so ein Sprachurlaub die Lernmotivation. Denn neben der Grammatik gehe es in guten Sprachkursen auch um die praktische Landeskunde. „Man erfährt zum einen viel über die Sprache, zum anderen einiges über die dahinter stehende Kultur", weiß der Linguist Kunze. Da gehe es dann auch um Umgangsformen, die das eine oder andere Fettnäpfchen umgehen helfen – egal ob man nun beruflich oder privat auf Reisen ist. „Sprachkurse im Ausland haben den Zusatznutzen, daß man auch eine gewisse kulturelle Kompetenz erwerben kann." Voraussetzung ist natürlich, daß Sprache und Land zusammenpassen. Ein Englischkurs in Spanien ist da eher ungeeignet.

Eine Sprachreise sollte man nicht zu knapp bemessen. Zwar kann je nach individuellem Lernziel mitunter eine Woche ausreichen. „Optimal ist jedoch ein Aufenthalt von 14 Tagen", sagt der Sprachexperte. Dann bliebe genügend Zeit, die neuen Kenntnisse auch zu vertiefen und im Langzeitgedächtnis zu speichern.

Sprachkurse, bei denen auch der Urlaubsaspekt berücksichtigt wird, haben rund 20 Unterrichtseinheiten pro Woche. Weniger als 15 sollten es jedoch nicht sein, dann sei der Lerneffekt zu gering. „Wichtig ist, daß es einen Einstufungstest gibt", sagt Kunze. Am besten absolviere man diesen schon in Deutschland. Dann sei es einfacher, unter Berücksichtigung der eigenen Wünsche die passende Sprachschule zu finden.

In Deutschland gibt es diverse Sprachreisen-Veranstalter, die Mitglied im Fachverband sind und dessen Qualitätskriterien erfüllen. Bei ihnen kann man nicht nur Sprachreisen buchen, sondern sich auch umfassend beraten lassen. „Der Erfolg einer Sprachreise hängt auch davon ab, ob man das richtige Angebot für sich findet", betont Kunze. Aber nicht nur: Ohne eine positive Einstellung zum Lernen und die Bereitschaft, sich auf das Land einzulassen, wird so ein Sprachkurs kaum nachhaltig wirken.

Wer vollständig in die Kultur des Gastlandes eintauchen will, übernachtet dabei nicht im Hotel oder in der Ferienwohnung, sondern bei einer einheimischen Familie. Nahezu alle Veranstalter bieten die Möglichkeit dazu. Nicht selten wird man so in den Familienalltag eingebunden.

Ein spannendes Erlebnis, vor dem man keine Angst haben muß: „Sollte man sich bei der Familie nicht wohlfühlen, ist das zwar schade, aber kein Problem. Es gibt dann die Möglichkeit zu wechseln", beruhigt Kunze. *ddp*

Nostalgisch

Mit den alten Postschiffen unterwegs

Für Skandinavien-Fans ist eine Nordlandtour etwas Unvergeßliches. Wenn es dann auch noch mit dem Schiff bis ans Nordkap geht und (fast) jeder kleine Hafen an der norwegischen Küste abgeklappert wird, dann weiß der Eingeweihte, daß es sich um eine Tour mit den Schiffen der Hurtigruten handelt. Längst haben die stattlichen Schiffe nicht mehr nur die Aufgabe, Post und lebensnotwendige Güter von einem Küstenort zum anderen zu bringen. Das Straßennetz ist selbst an der unwegsamen Küste schon ganz gut ausgebaut, und auch die Norweger kennen natürlich E-Mail und Internet. Doch eine kurze Seereise nutzen sie gern, um Verwandte zu besuchen oder in einem anderen Ort etwas zu erledigen.

Dann sind da noch die Touristen. Sie nutzen die Schiffe der Hurtigruten, um auf einmalige Art das Land im Norden kennenzulernen. Längst sind die Schiffe modernisiert worden, haben einen Hauch von Luxus erhalten und gleichen eher Kreuzfahrtschiffen als den alten Postschiffen. Doch bietet die Reederei seit einiger Zeit auch Fahrten auf den Oldtimern „MS Lofoten" und „MS Nordstjernen" an. Diese zwei Schiffe der alten Generation, erbaut 1956 beziehungsweise 1964, fahren entlang der norwegischen Fjordküste an fünf Terminen zwischen Mai und Oktober. Natürlich sind auch sie – wenn auch behutsam – modernisiert worden, doch spürt man noch den Charme dieser alten Schiffe in jeder Ecke, vom gemütlichen Salon bis zu den rustikalen Holzdecks.

Die Reisen von Kirkenes nach Bergen oder von Bergen nach Trondheim und weiter mit der Dovre-Bahn nach Oslo werden von fachkundigen Lektoren begleitet, die in Erzählungen und Berichten das Leben und den Alltag der norwegischen Küstengebiete sowie die Geschichte und Seemannstradition der Hurtigruten näherbringen. Das einmalige Landschaftserlebnis aber wird ohnehin alles andere in den Schatten stellen. *Silke Osman*

Nähere Informationen unter www.hurtigruten.de oder im Reisebüro.

MELDUNGEN

Jecken sind willkommen

Mainz – Das Mainzer Fastnachtsmuseum erwartet Besucher im Herzen der Innenstadt. In einem historischen Proviant-Magazin wird eine umfangreiche Sammlung zum größten Volksfest der rheinland-pfälzischen Landeshauptstadt gezeigt. Interessierte können hier etwa die Prunkuniformen von Gardegenerälen bestaunen oder die prächtigen Galaroben von Fastnachtsprinzen und -prinzessinnen.

Neben bunten Kostümen, Narrenkappen oder Orden zeigt das Museum auch die verschiedenen historischen Epochen der Mainzer Fastnacht. Sie reichen von der Fastnachtsreform im 19. Jahrhundert über die Fastnacht unter dem Hakenkreuz bis zur heutigen Fernsehfastnacht. *ddp*

Weitere Informationen gibt es direkt beim Mainzer Fastnachtsmuseum, Proviant-Magazin, Neue Universitätsstraße 2, 55116 Mainz, Telefon (0 61 31) 1 44 40 71, Fax (0 61 31) 1 44 40 69, E-Mail: helau@mainzer-fastnachtsmuseum.de, Internet mainzer-fastnachtsmuseum.de.

Paradies für Kleingärtner

Leipzig – Das Deutsche Kleingärtnermuseum in Leipzig befindet sich an historischer Stätte. Denn im Vereinshaus des heutigen Kleingärtnervereins Dr. Schreber wurde 1864 der weltweit erste Schreberverein gegründet. In der Dauerausstellung Deutschlands Kleingärtner vom 19. zum 21. Jahrhundert bekommen Besucher einen Überblick über die Entwicklung der Kleingärtnerbewegung.

Anschaulich werden verschiedene Ursprungslinien dargestellt, darunter die Armengärten, die Naturheilbewegung und die nach dem Leipziger Arzt Dr. Schreber benannte Schreberbewegung. Interessierte Besucher finden Exponate wie das Modell einer Gartenlaube mit Einrichtungsgegenständen aus dem 19. Jahrhundert, historische Gartengeräte oder Vereinsfahnen. *ddp*

Die Ausstellung ist dienstags bis donnerstags von 10 bis 16 Uhr geöffnet. Weitere Informationen gibt es beim Deutschen Kleingärtnermuseum, Aachener Straße 7, 04109 Leipzig, Telefon (03 41) 2 11 11 94, Fax (03 41) 2 61 86 97, E-Mail: kleingaertnermuseum@t-online.de, Internet: kleingartenmuseum.de.

Einst ein Wertgegenstand

Höxter – Im Deutschen Sackmuseum in Nieheim im Kreis Höxter werden nicht nur Post- und Hopfensäcke gezeigt. Unter den mehr als 700 Exponaten befinden sich auch eine Schallplatte der Opernsängerin Erna Sack und ein Luft-Sack, also ein Airbag. Das Museum soll vor allem daran erinnern, daß Säcke früher Wertgegenstände waren, die möglichst lange genutzt wurden. Daher gehören zur Ausstellung in einem ehemaligen Kornhaus auch eine alte Sackflickerwerkstatt, zwei Sack-Ausklopfmaschinen und eine kleine Sackdruckerei. Gruppen ab zehn Personen können eine Führung inklusive Kaffee und Kuchen für 7 Euro pro Teilnehmer buchen.

Weitere Informationen gibt es unter der Telefonnummer (0 52 74) 95 36 30 sowie im Internet unter Sackmuseum.de. *ddp*

Ungleiche Gefühle

Die Verliebtheit ist in vielen Beziehungen nicht gleichmäßig auf beide Partner verteilt. Oft investiert einer mehr romantische Gefühle als der andere. Trotzdem kann so eine Beziehung für beide Seiten akzeptabel sein, meint Paartherapeut Jörg Wesner aus Hamburg, der das Problem aus seiner Praxis kennt. „Es kommt darauf an, welche Ansprüche man an eine Partnerschaft stellt. Anstatt der großen Liebe können auch Faktoren wie Zweisamkeit oder gemeinsame Interessen einer Beziehung ihre Daseinsberechtigung geben", sagt Wesner.

Wichtig sei, daß man offen mit der Situation umgehe. „Wenn der eine Partner ganz klar sagt: ‚Ich möchte mit dir leben – auch ohne das Kribbeln im Bauch', dann kann der andere entscheiden, ob er damit einverstanden ist", sagt der Diplom-Psychologe. Schließlich käme es in Beziehungen auch darauf an, sich um sich selbst zu kümmern. Das könne man niemandem abnehmen.

„Vielen Leuten ist es allerdings sehr wichtig, den ‚Richtigen' zu finden und sich nicht mit einer vermeintlich unleidenschaftlichen Beziehung zu begnügen", sagt Wesner. Manchmal habe die eigene Liebe aber auch den Zweck, Gegenliebe zu erzielen. Wenn diese Gegenliebe nicht in dem gewünschten Maß eintrete, führe das zu Frustration. Der Therapeut rät in diesem Fall, sich auch mit den eigenen Sehnsüchten auseinanderzusetzen und zu erforschen, welche Defizite man durch die Liebe des anderen ausgleichen wolle.

Oft ist es aber auch so, daß das emotionale Ungleichgewicht nur ein falscher Eindruck ist, der bei einem der Partner entsteht. Denn verschiedene Menschen haben verschiedene Auffassungen davon, woran man Liebe erkennen kann. So sei es dem einen Partner vielleicht wichtig, daß seine Partnerin ihm kleine Geschenke mitbringe. „Die Partnerin empfindet Liebe aber eher in guten Gesprächen und gemeinsamen Unternehmungen. Da entstehen schnell Mißverständnisse", sagt Wesner. Er rät daher Paaren, sich einmal über ihre Vorstellungen von Liebesbeweisen zu unterhalten und so diese Wünsche und Hoffnungen transparent zu machen. *ddp*

Im Sturm der Globalisierung

Auch das Gemeinschaftsleben im israelischen Kibbuz wird immer individueller

Von Robert B. Fishman

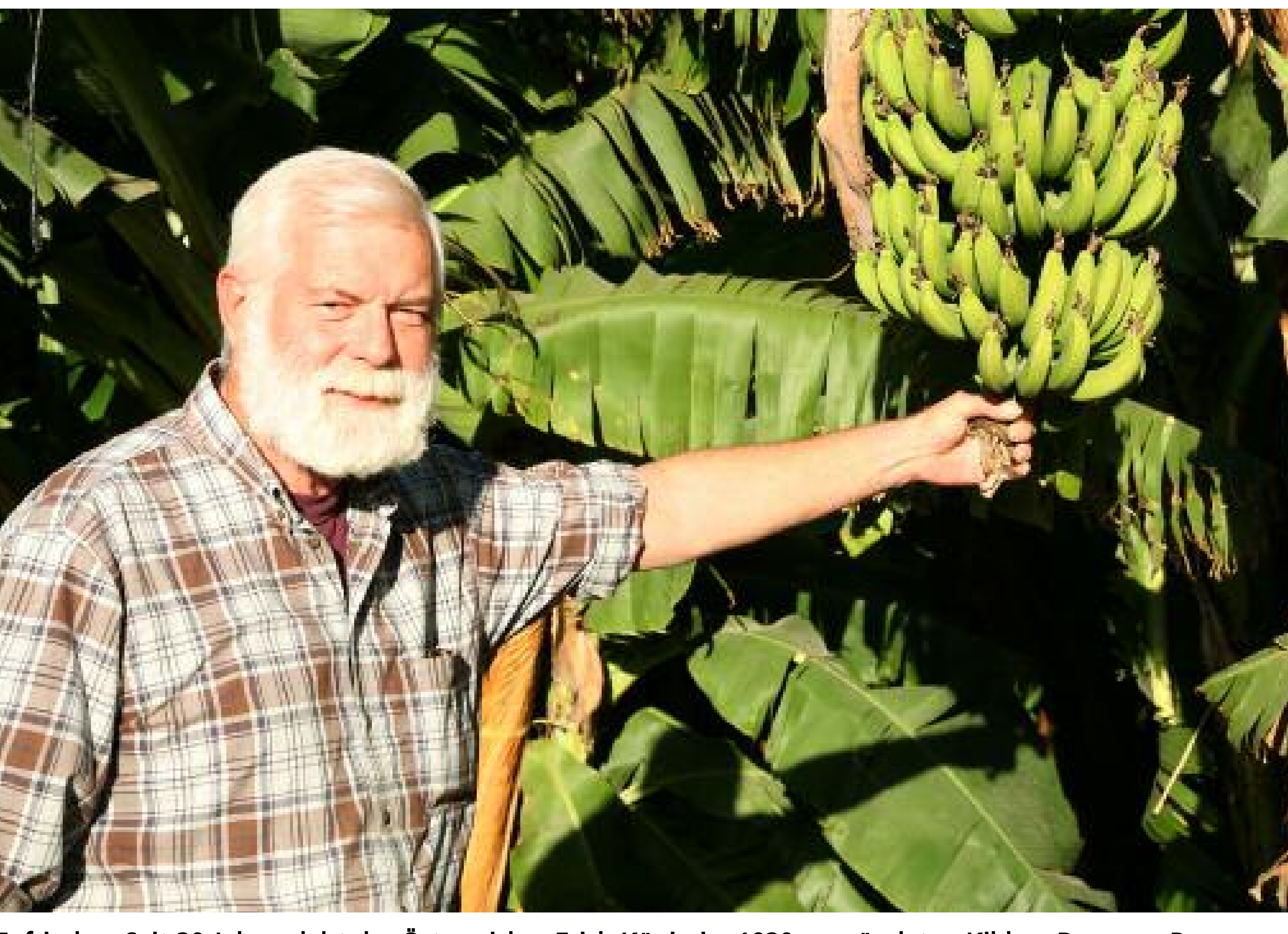
Ich möchte zurück zu den schönsten Tagen meines Lebens, die Barfuß-Tage von Benyamina, als alles langsam floß, die Sonne sich noch Zeit ließ, die Leute sich freundlich grüßten und ein Freund ein Freund war", singt der 2005 verstorbene Dichter und Liedermacher Ehud Manor und fragt am Schluß: „Was ist aus dem Kind geworden, das plötzlich aufstand und verschwunden ist?"

„Kein Israeli, der das Land liebt, kann das Lied ohne Tränen hören. Auch ich nicht", schreibt die aus dem Rheinland stammende Bloggerin Silja, die vor 20 Jahren als Studentin ein Semester im Kibbuz Dalija bei Haifa verbrachte und blieb. Heute lebt sie mit ihrem Mann und den vier Kindern in einem liebevoll restaurierten Reihenhaus mit Blick über die Hügel des Carmel-Gebirges. Im Dunst am Horizont verschwimmen die Häuser von Haifa. „Ich habe mich damals in das ganze Paket verliebt", schwärmt Silja: „In meinen Mann, den Kibbuz und das Land."

Das Land hat sich verändert. Der Kibbuz auch. Als in den 90er Jahren Siljas Bruder zu Besuch kam, staunte er über die frei zugänglichen Kühlschränke im Speisesaal. Wer Hunger hatte, bediente sich so oft er oder sie wollte. „Wir waren immer stolz darauf, daß der Kibbuz auf Vertrauen aufgebaut ist und daß niemand das Vertrauen ausnutzt", erinnert sich Silja an das vergangene Jahrhundert.

Die Zeiten sind vorbei, in Dalija ebenso, wie in den anderen rund 270 Kibbuz-Siedlungen. Rund drei Viertel der Kibbuzbewohner zahlen inzwischen ihr Essen selbst, ein Drittel der Arztpraxen in den Kibbuzim ist privatisiert. Für ihre Stromrechnung kommen vier von fünf der Kibbuznikim genannten Bewohner selbst auf und zwei Drittel verdienen ein eigenes Gehalt. „Vor allem älteren Kibbuzbewohnern gilt derlei als Umsturz, manchen gar als Untergang der Welt, für die sie ihr Leben lang gekämpft haben."

„Je zwei Familien teilten sich einen Waschraum, vier Familien wohnten in einem Haus", erinnert sich die Deutsche Ilana Michaeli. 1939 floh sie als Jugendliche vor dem Terror der Nazis in den Kibbuz Hasorea bei Afula. In akzentfreiem Deutsch erzählt die 86jährige von ihren ersten, harten Jahren im Kibbuz. Die schwarzweiß Fotos in ihrem Album zeigen kräftige junge Männer, die aus dicken Baumstämmen Häuser bauen und auf Urtieren ähnlichen Traktoren das Land bestellen. Manche mähen die Felder mit der Sense. Heute wohnt sie zwischen ihren Erinnerungen in einem kleinen kibbuztypischen Zwei-Zimmer Reihenhäuschen: Weiße, verwitterte Würfel aus Ziegelsteinen oder Beton mit dünnen Wänden. Im einem alten, abgewetzten Ledersessel, einem Sofa und einer Schrankwand Modell Eiche-Imitat gefüllten Wohnzimmer surrt die elektrische Klimaanlage. Ihre Freizeit verbringt die weißhaarige Dame mit den wachen Augen gerne am Computer. „Ich habe Freunde in der ganzen Welt, mit denen ich per E-Mail korrespondiere", erzählt sie stolz.



Zufrieden: Seit 30 Jahren lebt der Österreicher Erich König im 1920 gegründeten Kibbuz Deganya B. Foto: fish

Seit der Staat die Wirtschaft privatisiert und ausländische Investoren ins Land lockt, weht auch in Israel der eisige Wind des Weltmarkts. Viele der kleinen Kibbuzbetriebe halten der internationalen Billig-Konkurrenz nicht stand. Die Landwirtschaft, die bis in die 90er Jahre zwei Drittel der Kibbuzeinnahmen lieferte, lohnt sich kaum noch.

In Deganya B ernähren Viehzucht, Dattel- und Bananenplantagen sowie eine Fabrik für landwirtschaftliche Sprühgeräte die Kibbuznikim mehr schlecht als recht. Die Bewohner von Gan Shmuel leben ganz gut von Israels größter Saftfabrik, an der sich inzwischen ein ausländischer Investor beteiligt hat.

Die Kibbuzim haben die Mentalität ihrer Bewohner geprägt. „Sorglosigkeit" sagt man ihnen nach – im Positiven wie im Negativen. Sie kennen keine Existenzsorgen und gelten als naiv. Den Umgang mit Geld müssen sie draußen erst mühsam lernen. Besonders ausgeprägt ist in den Kibbuzim die Sorge um den Nächsten. Diana, eine Theaterregisseurin, die in New York, Chicago und Tel Aviv gelebt hat, wohnt mit ihren beiden Kindern im abgelegenen Wüstenkibbuz Qetura. In der Gemeinschaft fühlt sie sich sicher und geborgen. Als ihre Mutter gestorben war, „haben alle angerufen, Essen gebracht und ihre Hilfe angeboten. Das bekommst du sonst nirgends", schwärmt sie.

Mit zahlreichen Reformen versuchen die Kibbuzim, junge Leute anzulocken und ihren wirtschaftlichen Niedergang zu stoppen: Die Gehälter, die einst aufs Gemeinschaftskonto flossen, werden nun direkt an die Mitglieder überwiesen. Viele, die für die „Privatisierung" genannten Änderungen stimmen, sehen nicht, welche Kosten danach auf sie zukommen. Lebensmittel, Strom, Wäscherei, Arztrechnungen und alle anderen Lebenshaltungskosten müssen die Kibbuzbewohner nun selbst bezahlen. Wer einen gut bezahlten Job außerhalb hat, lebt nach der Privatisierung besser. Die Alten und gering Qualifizierten, die der Kibbuz bislang irgendwo mit beschäftigte und ernährte, verlieren ihre Lebensgrundlage und ihre Arbeit, die sie zum Teil der Gemeinschaft machte.

Das moderne Israel, wandelt sich immer mehr zu einer individualistischen Konsumgesellschaft nach US-amerikanischem Vorbild. Die Ideen der sozialistischen Pioniere sind out. Doch es gibt auch erfolgreiche Neuanfänge. Vier sogenannte Stadtkibbuzim greifen die Ideen der Gründer auf. Bei der Umsetzung gehen sie andere Wege.

Auch einige traditionelle Kibbuzim haben sich inzwischen der Umgebung geöffnet. „Die Eltern der Kinder kommen aus dem Jemen, dem Irak, Marokko, und es sind auch einige Araber dabei", erklärt der 83jährige Kibbuznik Sol Etzioni mit leuchtenden Augen. Die Kinder der Einwanderer lernen hier Instrumente, die ihre Eltern nie gehört oder gesehen haben und sogar klassisches Ballett. „Wenn mir das jemand vor 50 Jahren erzählt hätte, ich hätte es nicht geglaubt", ergänzt Etzioni strahlend. Als der Australier vor mehr als 50 Jahren nach Tsorah kam, bestand der Kibbuz nur aus einigen Holzhütten. „Damals gab es hier im Tal nur einen Baum", erinnert sich Etzioni und zeigt auf die dunkelgrünen Bäume vor dem Fenster seiner kleinen Wohnung. Die Kibbuznikim haben mit Unterstützung des Nationalfonds Keren Kayemet Le Israel einen der größten Wälder des Landes angelegt.

Das Geheimnis der Pferdehufe

Havannas Reiterstandbilder berichten über die Art des Todes ihrer Reiter



General Grajales: Er kämpfte gegen die Spanier für die Unabhängigkeit Kubas. Foto: pa

Von Edmund Ferner

Wie in einer jeden historischen Stadt, stehen auch in Havanna Reiterstatuen, die an die Taten großer Persönlichkeiten erinnern. Die meisten dieser Monumente stehen in der kubanischen Hauptstadt in der Nähe der etwa fünf Kilometer langen, geschwungenen Meeresbucht mit ihrem „Malecon" genannten Kai.

Spaziert man hier entlang und weidet die Augen am herrlichen Anblick, den die Synthese von Natur und menschlichem Geschmack geschaffen hat, fällt einem etwas auf: Die Reiterstatuen stehen bald mit dem Rücken und bald mit der Vorderseite zum Meer! Dies erscheint sehr ungewohnt, ja unverständlich. (Warum kehrt jemand dem Meer den Rücken zu, wo man sich daran doch nie satt sehen kann?) Die kubanische Reisebegleitung erklärt, daß die Reiterdenkmäler eine Zeichensprache, eine Art Choreographie haben. Sieht der abgebildete General zum Meer hinaus und das Pferd hat das Vorderbein in der Luft, so bedeutet das, daß der Held außerhalb Kubas im Kampf sein Leben gelassen hat. Stehen alle vier Beine des Pferdes auf dem Postament, ist der Abgebildete (ebenfalls außerhalb seiner Heimat) bei einem Unfall oder eines natürlichen Todes gestorben. Steht das Denkmal mit dem Rükken zum Meer, so bedeutet das den Heldentod in der Heimat (wenn ein Pferdebein in der Luft ist) oder den Unfall – beziehungsweise natürlichen Tod in Kuba. Eine interessante Art jedenfalls, auf die Lebensumstände großer Männer hinzudeuten. Diese Art war im 19. Jahrhundert und vielleicht noch Anfang des 20. Jahrhunderts dort üblich, heute ist das nurmehr ein Kuriosum.

Die Wohnungsfrage ist eines der brennendsten Probleme auf Kuba. Natürlich kam sie in Havanna auch gleich aufs Tapet. Ein junger Kubaner, der diesen Herbst seine erste Stellung als Englischlehrer antritt, gab gern und ausführlich Auskunft: „Wollen zum Beispiel zwei junge Menschen heiraten und brauchen eine Wohnung, so begeben sie sich in das zuständige Amt und reichen dort ihr Anliegen ein. Ein Vertrag wird abgeschlossen, in dem der junge Mann sich verpflichten muß, ein volles Jahr als Bauarbeiter an einer Wohnsiedlung zu arbeiten. Er bekommt dafür den üblichen Lohn und nach Ablauf eines Jahres eine moderne, komplett eingerichtete Wohnung (mit Fernseher, Herd, Kühlschrank). Arbeitet jemand auf einem Posten, von dem er unabkömmlich ist, so wird der Vertrag auf volle zwei Jahre abgeschlossen. Der Betreffende muß jedes Wochenende als Bauarbeiter tätig sein, dann bekommt er auch eine Wohnung ohne Entgelt."

Eine jede Baufläche wird sofort phantastisch bemalt. Dadurch erhält die Stadt ein fröhliches Bilderbuch-Gepräge. Und die Zündholzschachtelbauten bestimmen auf diese Weise nicht das Gesamtbild. Die eigenständige kubanische Architektur ist das Reizendste, was man sich vorstellen kann. Spanisch-kolonial, leicht und graziös mit vielen Arkaden, schon wegen des tropischen Regens und der Hitze. Vor der Haustür ist jeweils ein Portikus mit vier Säulen, schön bunt gekachelt. Dort stehen ein, zwei Schaukelstühle aus Holz, abends sitzt man vor der Haustür und schaut der bunten Menschenmenge zu, die in Havanna bis in die späten Nachtstunden mit Kind und Kegel auf den Straßen schwärmt.

Oberstaatsanwalt mit Redeverbot

Betr.: „Der Ruf nach Sicherheit“ (Nr. 2)

In unserer Stadt erhielt der Berliner Oberstaatsanwalt Reusch von seinen Vorgesetzten Redeverbot, weil er – für Straftaten von jugendlichen Tätern zuständig – Klartext zu reden pflegte und gefordert hatte, ausländische Straftäter außer Landes zu schaffen.

Wir haben es hier mit einem legalen Machtmißbrauch mit dem Ziel zu tun, das, was ist, zu unterdrücken und nicht publik werden zu lassen.

Wenn Oberstaatsanwalt Reusch mit den von ihm ausgeführten Wahrheiten bei Berlins Mächtigen aneckt und an zu viele Tabus rührt, dann müssen wir uns fragen, wer denn die Meinungsfreiheit mit Tabus einzuschränken sucht. Tabus unterscheiden sich in natürliche, auf den Erhalt des Lebens ausgerichtete, religiös motivierte und willkürliche, die dem Interesse von Gruppen dienen, die demokratische Meinungsfreiheit einschränken wollen und mit Hilfe der Tabusetzung Ziele durchzusetzen suchen, die von der Bevölkerung nicht geteilt werden beziehungsweise nicht erwünscht sind.

Mit diesen Willkürtabus haben wir es hier wohl zu tun, und wir Berlinerinnen und Berliner sollten uns darum ihre Verfechter sehr sorgfältig betrachten.

Monika Eikes, Berlin

Richter durch eindeutige Gesetze zwingen

Betr.: „Späte Einsicht eines Senators“ (Nr. 2)

Wenn Berlins Innensenator feststellte, daß die Psyche der Opfer etlichen Richtern scheißegal ist, dann kann man ihm wohl nur zustimmen. Eine klare und leider zutreffende Aussage.

Das Problem der Kriminalität Jugendlicher und vor allem jugendlicher Ausländer (inklusive Migrationshintergrund) ist auch ein Problem von etlichen Richtern, deren linke Gesinnung aus ihren Urteilen spricht, die bei den Tätern mit Lachen quittiert werden.

Es mag ja sein, daß das gegenwärtige Strafrecht ausreichen könnte, wenn es nur angewendet werden würde (aber doch gerade nicht von Richtern, die der SPD nahestehen, die doch immer von der Ausschöpfung der vorhandenen Gesetze spricht).

Darum müssen Richter durch eindeutige Gesetze zu Urteilen gezwungen werden, die die Täter nachhaltig strafen und zugleich das Bemühen beinhalten, die kriminelle Laufbahn der Täter zu beenden. Richter, denen die Verbrechensopfer egal sind, sollte man aus ihren Ämtern jagen!

Der Berliner Innensenator Ehrhart Körting scheint zwar zur Vernunft fähig, läßt sie aber nur selten aufleuchten. Vorrangig ist er Parteisoldat.

Walter Hagen, Berlin

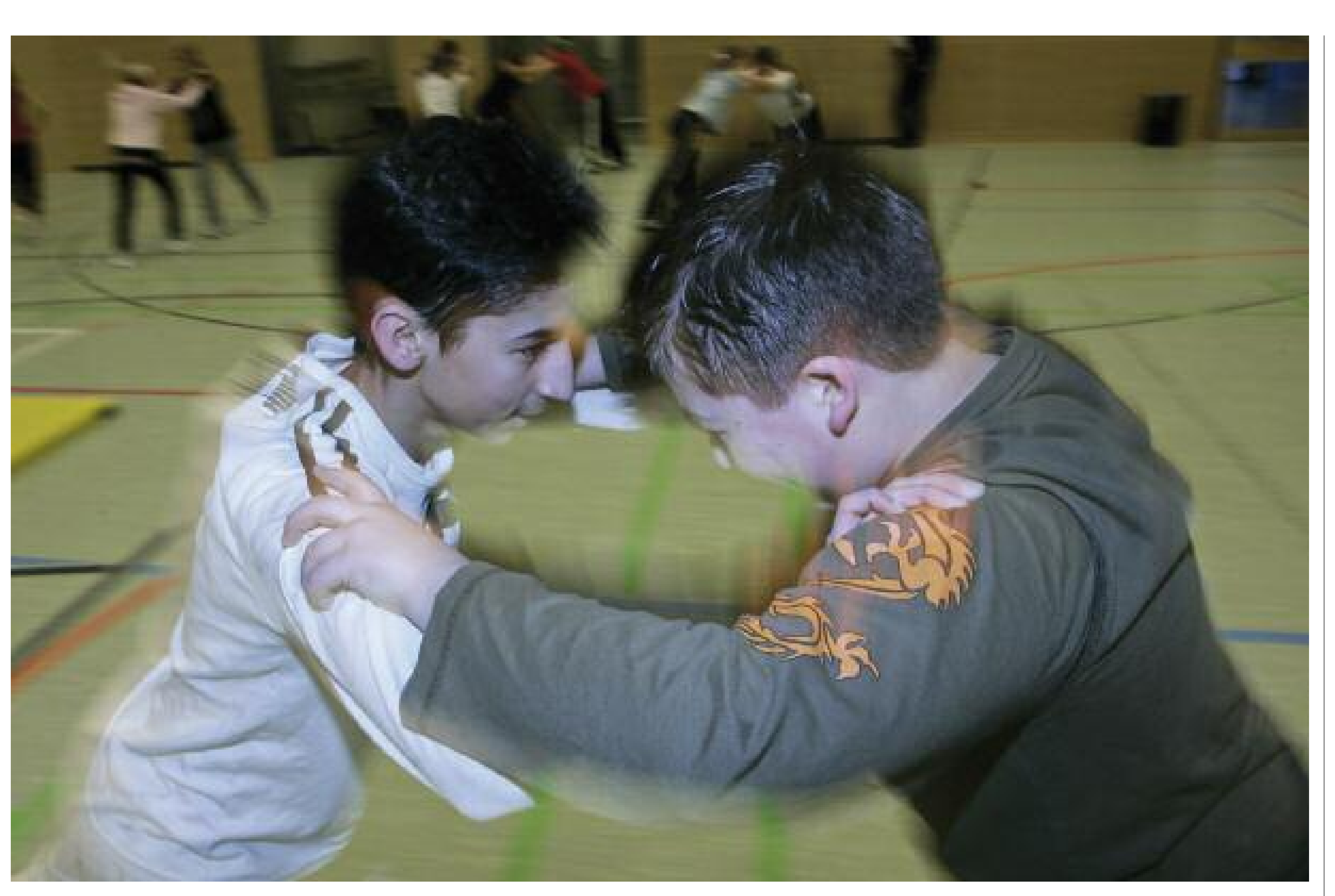
Wahlkampfgetöse

Betr.: „Der Ruf nach Sicherheit“ (Nr. 2)

Gewalt gegen Deutsche durch Jugendliche mit Migrationshintergrund ist doch seit mehr als 20 Jahren die Wirklichkeit, ebenso der von Ausländern organisierte Drogenhandel. Dies betrifft insbesondere das Rhein-Main-Gebiet. Mehr als neun Jahre hatte Ministerpräsident Koch Zeit, hier brutalst-möglich einzuschreiten. Deshalb ist sein angebliches „mutiges“ Aussprechen der Zustände zum jetzigen Zeitpunkt Wahlkampfgetöse, zumal Koch in seiner Regierungszeit Planstellen für Polizisten, Richter und Staatsanwälte verringert und eine der zwei Jugendstrafanstalten sowie alle Erziehungsheime in Hessen geschlossen hat.

Zu der bisher totgeschwiegenen Problematik ausländischer Straftäter hat auch entschieden beigetragen, daß seit 1990 in allen Bundesländern die Polizei angewiesen wurde, Straftaten in Bussen und Bahnen nicht an die Medien zu melden, und es intern untersagt war, die Nationalität von Straftätern zu veröffentlichen.

Reinhard A. Bölts, Schwalbach



Harmloses Raufen oder mehr? Immer weniger Jugendliche kennen die Grenzen. Foto: ddp

Überfremdung

Betr.: „Der Ruf nach Sicherheit“ (Nr. 2)

Es ist nicht das Jugendstrafrecht, das die Diskussion über die kriminellen Ausländer ausgelöst hat. Es ist die totale Überfremdung unserer Gesellschaft durch Fremde aus aller Herren Ländern, die sich den geltenden Gesetzen in Deutschland widerborstig zeigen. Hier haben die Politiker total versagt. Jetzt scheint die Entwicklung den Verantwortlichen aus den Händen zu gleiten. Statt diesen Ursprüngen auf den Grund zu gehen, beginnt man, sich über Nebensächlichkeiten herumzustreiten, die das ganze Problem tangential berühren. So kann es nicht weitergehen, wenn der Staat nicht Schaden nehmen soll. Ausländische Kriminelle sind hinter Schloß und Riegel zu bringen, wie wir Deutschen auch, die im Ausland kriminell in Erscheinung treten. Hierzu noch eine Nebenbemerkung: Es ist unverständlich, daß ausländische Straffällige nach ertappter Tat immer wieder auf freien Fuß gesetzt werden.

J. F. Wilhelm Hörnicke, Eschborn

Es gut gemeint zu haben ist keine Entschuldigung

Betr.: Nächstenliebe

In der Bibel, Neues Testament, „Der Brief an die Römer“ des Apostels Paulus heißt es in Kapitel 13 Vers 9: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Dies ist die zentrale Botschaft des Christentums überhaupt.

Warum sollen wir unsere Mitmenschen lieben? Weil wir selbst dieser Liebe bedürfen! Ohne Liebe gibt es keinen Zusammenhalt. Ohne Liebe sind wir dem Bösen ausgeliefert. Nächstenliebe zeigt sich zu aller erst im Verständnis. Wenn wir unserem Nächsten kein Verständnis entgegen bringen, können wir ihn auch nicht lieben. Und mit dem Verständnis ist bereits viel gewonnen. Wenn wir das Denken und Fühlen des Nächsten verstehen, dann ist er uns nicht mehr fremd, dann nehmen wir bereits Anteil an seinem Leben, dann sind Hass und Gleichgültigkeit überwunden. Gerecht kann nur der sein, der liebt. Doch reicht die Liebe zur Gerechtigkeit? Es reicht nicht aus, das Gute zu wollen. Man kann das Gute nur dann tun, wenn man um das Gute weiß, wenn man alle Informationen, die wichtig sind, einholt und nach diesem Wissen handelt.

Es gut gemeint zu haben ist keine Entschuldigung für den Scheiternden. Und jenes, welches wir als das Gute erkannt haben, müssen wir auch tun. Wegsehen oder stur auf der eigenen Meinung beharren ist boshaft. Boshaftigkeit ist das Verliererprogramm.

Berthold Arndt, Klötze

Hunger durch Strom aus Getreide

Betr.: „Die im Dunkeln sieht man nicht!“ (Nr. 51)

Ich weiß genau, was Hunger bedeutet.

Ich war von 1945 bis 1947 in Ostpreußen im Kreis Elchniederung und kann es nicht mehr nachvollziehen, wenn man um Spenden bittet für Brot für die Welt (auch durch den Bundespräsidenten), wenn gleichzeitig seit Jahren sogenannte nachwachsende Rohstoffe in Strom umgewandelt werden, darunter Roggen, Weizen und andere Nahrungsmittel, und die Preise für Lebensmittel im Jahr 2007 stark angestiegen sind – welch ein Irrsinn!

Gerhard Gengel, Neufahrland

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen eV., Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 Euro monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 Euro monatlich, Luftpost 14,50 Euro monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:

redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **2368**

Nur wer ehrlich ist, kann Lösungen finden

Betr.: „Radikal gegen uns Andersgläubige“ (Nr. 1)

Wohl jeder von uns kennt nette Muslime, bei denen man gerne kauft und deren Kinder sich zu benehmen wissen. Daß es auch andere gibt, wissen wir. Und daß ihr Anderssein bedrohliche Züge trägt, wissen sehr viele Bürger, vielleicht auch einige linke Politiker. Unser Unglück ist jedoch, daß die drei linken Parteien und Gutmenschen der Union, eine Politik betreiben, die die Gefährdung durch den Islam leugnet und sich nur unvollkommen mit Terroristen auseinandersetzt. Und wenn jugendliche Ausländer durch Gewalttätigkeit und Kriminalität auffallen, macht man uns zu Schuldigen, haben wir doch in den Schulen zu wenig für sie getan und ihnen auch nicht die passenden Arbeitsplätze angeboten. Wenn christliche Kirchen in muslimischen Ländern zerstört und verbrannt werden, wenn Christen in diesen Staaten ermordet und diskriminiert werden, dann weckt das kaum unsere christlichen Kirchen aus ihrem Tiefschlaf, von linken Politikern schon gar nicht zu reden, aber auch die der Union glänzen nicht durch kritische Wachheit. Der Koran enthält viel, was für uns unerträglich ist, so daß die Religionsfreiheit bei uns und die Hoffnung auf einen Dialog der Kulturen und Religionen uns geradewegs in unser Verderben führen. Wie soll es weitergehen? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß nur über Offenheit und Ehrlichkeit allen Problemen und allem Geschehen gegenüber die Chance besteht, zu gemeinsamen Lösungen und einem toleranten Miteinander näher zu kommen.

Rudolf Küster, Bonn

Von Waffen-SS als Feiglinge bezeichnet

Betr.: „Flakhelfer im Visier“

August 1944 wurde ich als Flakhelfer einberufen. Unsere Ausbildung erfolgte in der 10,50 Flakbatterie Nordmole in Pillau.

Nach beendeter Ausbildung im Flakleitstand wurden wir auf einzelne Batterien aufgeteilt. Ich kam zu einer 12,8 Marineflakbatterie in der Nähe von Fischhausen im Samland (Adalbertkreuz bei Tenkitten). Bevor die Russen Anfang März unsere Stellung einnahmen, wurden alle Flakhelfer des Jahrgangs 1928 von Pillau aus über die Ostsee nach Kopenhagen gebracht. Nach einigen Tagen der Erholung in der Festung wurden wir nach Deutschland gebracht. Zunächst nach Kiel, wo mehrere Flakhelfer aus anderen Standorten versammelt waren. An einem Samstag wurden wir in einer Turnhalle im Stadtzentrum von Kiel versammelt, wo uns Werber von der Waffen-SS zu überreden versuchten. Der Werbebeauftragte der SS legte uns nahe, einen Aufnahmebogen zu unterschreiben. Nebenbei bemerkte er, entweder SS oder RAD. Diese Alternative war für mich und einige Kameraden eine gute Botschaft. Trotzdem versuchte man uns klar zu machen, gleich zur SS zu gehen, um uns eine zweite Ausbildung zu ersparen. Nachdem der werbende SS-Offizier von uns keine Unterschrift erhalten hatte, wurde er sehr ungehalten und bezeichnete uns sogar als Feiglinge. Ich erklärte ihm, der Führer hätte gesagt, jeder deutsche Junge müsse zuerst den RAD absolvieren, bevor er einer militärischen Einheit zugeordnet wird. Mit einer derartigen Reaktion hatte er nicht gerechnet.

So kamen wir als kleiner Rest zum RAD-Stab nach Kiel – anschließend nach Hechthausen bei Stade. Kurz vor Kriegsende sollten wir Cuxhaven verteidigen, wozu es Gott sei Dank nicht mehr kam, die Kameraden, die von der SS vereinnahmt wurden, von denen habe ich niemanden mehr gesehen.

Heinz Lipka, Marburg-Kappel

Erpressung

Betr.: „2008 wird zum Streikjahr“ (Nr. 2)

Der Pensionär oder Rentner bleibt immer der Dumme und muß dankbar sein, wenn ein paar Krumen vom Tisch starker Gewerkschaften bei ihm ankommen.

Die GDL-Streiks trafen vorrangig die unbeteiligten Bahnnutzer. Derartige Streiks mit der erpresserischen Einbeziehung Unbeteiligter lehne ich ab.

Andererseits ist einzusehen, daß anhaltende Teuerung Abwehr erfordert, was dann zu der bekannten Spirale führt, daß Teuerung von höheren Löhnen aufgefangen wird, die wieder durch neuerliche Teuerung erkauft werden. Hier könnte nur Maßhalten helfen, aber wer denkt denn nicht nur an den eigenen Vorteil. Hinzu kommt die besondere Rolle des Staates, der sein Personal auszunutzen sucht, um mit eingespartem Geld andere Ausgaben zu tätigen.

Detlef Wöll, Lüdenscheid

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

MELDUNGEN

Berliner Juden fürchten Terror-Anschlag

Berlin – Die Jüdische Gemeinde in Berlin sieht sich verstärkt islamischer Terrorgefahr ausgesetzt. Die designierte Vorsitzende Lala Süßkind sieht laut „Tagesspiegel“ einen „erhöhten Sicherheitsbedarf“ und bestätigt, daß es entsprechende Warnungen der Behörden vor islamischen Attentatsplänen gegeben hatte. An drei Gebäuden werden zur Zeit Betonsperren aufgebaut.

Arme Kinder sind dicker

Magdeburg – Kinder aus armen Familien leiden dreimal so häufig unter Übergewicht wie ihre Altersgenossen aus bessergestellten Schichten. Dies ergab eine Studie im Auftrag von Sachsen-Anhalts Gesundheitsministerin Gerlinde Kuppe (SPD). Allerdings schlägt sich nicht bloß die finanzielle Situation in den Pfunden nieder: Auch niedrige Bildung und schlechte Wohnverhältnisse fördern Fettleibigkeit beim Nachwuchs, so die Untersuchung.

ZUR PERSON

Sieg einer Medien-Mogulin



Was ist schon eine „Vom Tellerwäscher zum Millionär“-Karriere gegen das Leben von **Friede Springer**? Die 1942 geborene Tochter eines Gärtners wuchs auf der kleinen Insel Föhr in bescheidenen Verhältnissen auf. Bis ihr im Alter von 23 Jahren der Verleger Axel Cäsar Springer begegnete, verlief ihr Leben relativ unaufgeregt. Der Zeitungsmogul stellte die junge Frau als Kindermädchen ein, der Beginn eines sagenhaften Aufstiegs.

Elfriede Riewerts wurde später die Geliebte des einflußreichen Verlegers. 1978 heirateten sie. Nach Springers Tod im Jahre 1985 sollte die Witwe, die keine eigenen Kinder mit Springer hatte, zunächst 50 Prozent des Vermögens erben, je 25 Prozent waren für Stieftochter Barbara und Springers Enkel Axel-Sven im Testament vorgesehen. Enkel Ariane und Sohn Nicolaus sollten leer ausgehen.

Doch das liebe Herz sollte keine Ruhe finden. Familienanwalt Bernhard Servatius hatte das Testament eröffnet und erklärte Erstaunliches: Der schriftlich fixierte letzte Wille des Verlegers war demnach gar nicht sein wirklich letzter Wille. Mündlich soll Springer sein Erbe neu aufgeteilt haben. Danach verloren Enkel Axel-Sven und Tochter Barbara vier Fünftel ihres Anteils. Ariane und Nicolaus wurden mit je fünf Prozent bedacht und weitere 20 Prozent Friede Springer zugesprochen.

Jahre später kam dem 1985 erst 19jährigen Axel-Sven die Regelung spanisch vor: Er fühlte sich übervorteilt und zog vor Gericht. In dieser Woche wies das Hamburger Oberlandesgericht nun die Berufungsklage des Springererben zurück. Friede Springer bleibt die mächtigste Frau der deutschen Medienwelt, deren Vermögen auf über fünf Milliarden Euro geschätzt wird. *M.A.*



Hat's geschmeckt? Zeichnung: Mohr

Wohltäter

Warum wir nie mehr Ja sagen, wie gut wir mit China fahren, und warum Steuersenkungen das Vertrauen in die Politik untergraben / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

„Wollen wir morgen an den Wannsee fahren?“ fragt Papa seine Sprößlinge. „Jaaa!“ tönt es begeistert zurück. Woran erinnert Sie das? An schöne, heiße Sommertage? An Conny Froboess? Falsch! Es muß heißen: An Joseph Goebbels!

Der Vorzeige-Scientologe und weltbekannte Schauspieler Tom Cruise hatte auf einer Rede vor Anhängern dieser Organisation die Anwesenden gefragt: Sollen wir diesen Ort (gemeint ist die Welt) saubermachen? „Jaaa!“ erscholl aus tausend verzückten Kehlen.

Für Guido Knopp und den Scientology-Beobachter der evangelischen Kirche, Thomas Gandow, ein ganz klarer Fall: Was sich hier abgespielt habe, sei die Wiederholung von Goebbels' Sportpalastauftritt („Wollt ihr den totalen ...“) von 1943, und Cruise ist jetzt sozusagen der neue Goebbels. Pfarrer Gandow hat damit einen „weiteren Beleg dafür, daß Tom Cruise nicht nur ein einfaches Mitglied der Sekte ist, sondern ihr Propagandaminister“. TV-Historiker Guido Knopp raunt düster: „Diese Szene erinnert jeden Deutschen, der sich für Geschichte interessiert, an die berüchtigte Sportpalastrede von Goebbels.“ Zumindest die Deutschen, die zuviel Knopp geguckt haben.

Eine Dreistigkeit sondergleichen ist es, daß Propagandaminister Joseph Cruise demnächst in der Rolle von Graf Stauffenberg in die Kinos kommen wird. Für Pastor Gandow paßt das jedoch wunderbar zusammen. Der Stauffenberg-Film „Walküre“ solle für die Scientologen „genau die Wirkung erzielen wie die Olympischen Spiele 1936 für die Nazis“.

Uns stockt der Atem. Wer sich Töne vom laufenden amerikanischen Wahlkampf knoppgeschärft anhört, den packt das kalte Gruseln. Szenen wie die bei der Cruise-Rede sind nämlich keine abartige Ausnahme, sondern ganz gewöhnlicher Stil in den USA. Ein Land voller Sportpaläste demnach, bevölkert von geschichtsvergessenen „Jaaa“-Brüllern und ihren finsteren Einpeitschern!

Meine Güte, da haben wir ja noch mal Glück gehabt, daß die diesjährigen Olympischen Spiele nicht in die USA, dieses Land am totalitären Abgrund, vergeben wurden, sondern ans demokratische China. Dort schreit auf den Versammlungen keiner „Jaaa!“, weil die Redner die Masse nie etwas fragen, da sowieso immer alle dafür sind.

Wir Deutschen sind dank Knopp und seinen Mitstreitern ständig auf der Hut und fühlen uns von fast allem in unserer Umgebung „erinnert“, wenn es uns zum Madigmachen Andersdenkender gelegen kommt.

Sprachtests für Zuwanderer? Bevölkerungspolitik zur Hebung der Geburtenrate? Deutschpflicht auf Schulhöfen? Eliteförderung? Alles „erinnert“.

> Olaf Scholz hat den Weg gefunden, wie der Aufschwung immer, immer weitergehen kann

Manchmal aber auch nicht: Langsam ziehen wir die Schlinge zu um Deutschlands Raucher. Fast vergessen ist, daß dies bereits der zweite politische Anlauf in unserem Lande ist, den Volksgenossen, Verzeihung, den Bürgerinnen und Bürgern das Qualmen regierungsamtlich abzugewöhnen. Erinnern Sie sich, Herr Knopp?

Allerdings werden mehr und mehr Deutsche müde, alles Erdenkliche durch den braunen Filter zu kippen. Und fürwahr steht die Bundesrepublik ja nicht in der Tradition des NS-Staates, wie es die SED immer behauptet hat, sondern fußt auf den Grundlagen der Weimarer Republik.

Und aus deren Scheitern haben wir gelernt. Die Wahlerfolge der Nazis waren die mörderischen Früchte einer fürchterlichen Arbeitslosigkeit, weshalb sich alle Phantasie unserer Regierenden darauf richtet, die Erwerbslosenzahlen zu drücken. Da gibt es verschiedene Möglichkeiten: Man könnte Steuern senken, damit die Leute mehr kaufen können und damit neue Arbeitsplätze in Produktion und Handel schaffen.

Klingt gut, ist aber näher betrachtet gar keine gute Lösung: Steuersenkungen würden nämlich den „Gestaltungsspielraum der Politik“ einschränken. Der besteht darin, daß die Politiker uns möglichst viel Geld abnehmen, um es später als Beweis ihrer sozialen Verantwortung an für sie interessante Wählerschichten weiterzureichen, was ungemein populär macht: „Der tut was für uns!“

Steuern und Abgaben zu senken hieße, daß weniger umzuverteilen wäre. Das könnte das „Vertrauen der Bürger in die Handlungsfähigkeit der Politik“ untergraben, weshalb so etwas als Maßnahme zur Senkung der Arbeitslosigkeit per Ankurbelung der Kaufkraft ausscheidet.

Arbeitsminister Olaf Scholz hat daher eine viel intelligentere Chance entdeckt, die Erwerbslosenzahlen zu mindern. Alle über 58jährigen, die länger als ein Jahr keine neue Stelle finden, will er einfach holterdiepolter aus der Statistik schmeißen.

Auf diese Weise schrumpft die Zahl der Arbeitslosen quasi von selbst. Auf diese Weise kann der Aufschwung, in dem wir alle seit Beginn der Großen Koalition begeistert mitschwingen, ewig weitergehen, statistisch gesehen.

Werden ja immer älter, die Deutschen. Der Anteil der Arbeitslosen ab 59 steigt – der demographischen Entwicklung wegen – immer weiter. Wir müssen nur aufhören, sie mitzuzählen, und die Politik kann Jahr für Jahr neue Erfolge ihrer „engagierten Arbeitsmarktpolitik im Interesse der Menschen“ plakatieren.

Allerdings könnte später ein Problem auftreten: Nachdem die Leute ein paar Jahre im Statistikloch versauert sind, kommen sie in den Genuß ihrer zwangsläufig winzigen Rente. Die Aussicht, für den Rest ihrer Tage am Existenzminimum zu vegetieren, könnte den einen oder anderen politisch unbequem werden lassen.

Was machen wir da? Keine Sorge: Auch da ist die Lösung längst gefunden. Daß der selbst erworbene Rentenanspruch seit Jahren rapide sinkt, hat nämlich einen politischen Vorteil, der vielfach übersehen wird: Leute, die in dem Gefühl leben, ihre Rente sei Frucht ihres eigenen Arbeitslebens, weisen ein bedenkliches Maß an Selbstbewußtsein auf und neigen zur Undankbarkeit gegenüber ihrem politischen Gönner.

Viel pflegeleichter sind Fürsorgeempfänger, die wissen, daß ihre eigenen Rentenansprüche futsch sind und jetzt alles vom Wohl und Wehe der Regierung abhängt. Statt die gesetzliche Rente zu stabilisieren, setzt die Politik daher auf staatliche Zuzahlungen wie etwa die Anhebung des Wohngeldzuschusses für Ruheständler, deren Einkommen nach der soundsovielten Absenkung der Realrenten unter das Niveau der „Grundsicherung“ gerutscht ist.

Die Betroffenen werden dann Wahlkampf für Wahlkampf flehend und bibbernd an den Lippen ihrer politischen Wohltäter hängen, die alle vier Jahre in einen kleinen Wettstreit treten können, bei wem's diesmal ein bißchen mehr Almosen gibt. Dabei können die Wahlkampfredner in einem Sozialpathos schwelgen, wie er süßsaurer nicht denkbar ist. Hinter dessen trägen Schwaden verschwindet zudem der ganze Bockmist, den sie sich sonst noch so geleistet haben.

Wie perfekt Sozialpathos die grimmige Wirklichkeit verdecken kann, erlebten wir Anfang der Woche in Bochum. Keine große Partei ließ es sich nehmen, die Nokia-Mitarbeiter in den Trümmern ihrer beruflichen Existenz zu besuchen. Kein Schimpf an die Konzernchefs war den Politikern schwefelig genug, um ihren tief empfundenen Zorn über die Subventionsgeier aus Finnland in Worte zu fassen. Und die verzweifelten Arbeiter – denen gehört natürlich die ganze Solidarität der Politik.

Die armen Leute waren gewiß gerührt von der flammenden Solidarität, die ihnen von den Parteivertretern entgegenschlug. In solch feierlichen Momenten wäre es auch unpassend zu fragen, welche Parteien es eigentlich waren, deren Repräsentanten jenes europäische Subventionssystem entworfen, beschlossen und jahrzehntelang weiterentwickelt haben, das es Firmen wie Nokia geradezu aufdrängt, wie ein Steppenschädling über den Kontinent zu ziehen, um immer neue EU-Zuschüsse abzugrasen.

ZITATE

***Peter Scholl-Latour** zweifelt im Gespräch mit dem „Focus“ (21. Januar) an den offiziellen Thesen zum **Klimawandel**:*

„Klimawechsel gab es immer. Ich weiß nicht, was dieser Uno-Generalsekretär in der Antarktis entdeckt hat – ich war dort Anfang 2007 auf einem russischen Eisbrecher unterwegs, Wissenschaftler waren an Bord und stellten fest: Dort ist noch so viel Schnee gefallen, es findet eine gewaltige Gletscherbildung statt. Die Klimawandel-Hysterie erscheint mir manchmal als Ablenkung von wirklichen Problemen.“

*Bundesjustizministerin **Brigitte Zypries** (SPD) will von der „**Zivilcourage**“, die sie eben noch predigte, **nichts mehr wissen**. Zu älteren Menschen, die sich in der U-Bahn bedroht fühlen, meinte sie in der Sendung „Hart aber fair“:*

„Ich würde ihnen raten, den Wagen zu wechseln.“

*Boulevard über Boulevard: „Bild“-Kolumnist **Franz Josef Wagner** rechnet mit dem RTL-„**Dschungel-Camp**“ ab:*

„Das Dschungel-Camp ist für mich wie eine Oben-ohne-Bar. Kalt und böse. Der Mensch wird entblößt – und hat mit Gott keine Ähnlichkeit mehr.“

*Der französische Star-Regisseur **Claude Chabrol** nimmt das grelle Presse-Echo auf das Privatleben seines Präsidenten **Nicolas Sarkozy humorvoll**:*

„Wir waren ein wenig leichtsinnig, ihn zum Präsidenten zu machen, aber im Moment verkürzt er uns die langen Winterabende.“

*Die „Neue Zürcher Zeitung“ (18. Januar) versucht die Resonanz zu erklären, die der hessische Ministerpräsident **Roland Koch** (CDU) mit seinem Vorstoß zur **Gewalt jugendlicher Migranten** gefunden hat:*

„Wenn Koch Widerhall findet, dann deshalb, weil er ... die zuweilen groteske Semantik bloßgestellt hat, wonach Kritik an der Deutschfeindlichkeit von Ausländern als Ausländerfeindlichkeit zu taxieren sei.“

Der globale Kreislauf

Rumäniens Zigeuner zieht
es mächtig nach Italien –
so wie's die Fama ihnen riet,
und daß man sie nicht gern
dort sieht,
das sind nur Marginalien.

Im Kreise weiter geht der Lauf:
Ins Ausland zieht es auch
den Müll –
Italien hat den zuhauf,
und Deutschland nimmt ja
alles auf,
denn Vielfalt gilt hier als Idyll.

Die Arbeitsplätze zieht's, o wei,
bis nach Rumänien jedoch,
und das setzt Arbeitskräfte frei –
in Deutschland nämlich, und dabei
verbleibt am Arbeitsmarkt ein
Loch.

Habt nun den Kreislauf
ihr kapiert?
Für jeden gibt's global Ersatz!
Es wird, sofern es sich rentiert,
verdrängt, verschoben,
ausradiert –
ob Mensch, ob Müll,
ob Arbeitsplatz.

Pannonicus